Was ist die Wahrheit von Jesu?

Was ist die Wahrheit von Jesu?

Zeitfrage und Bekenntniß

von

Heinrich Koenig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.

Inhalt.

Seite

Standpunkt.

1. Die Frage 3
2. Bekenntniß 11

Aus der Vorwelt.

1. Natur und Geschichte 21
2. Der Mensch 29
3. Die Völker 37
4. Offenbarung 41
5. Gottheit 53
6. Priester 58
7. Vorbilder 64
8. Pilgerbetrachtung 84
9. Palästina 89

Zum Christenthum.

1. Jesus Christus 109
2. Advent 110
3. Geburt 117
4. Schule 122
5. Persönlichkeit 135

Seite
6. Lebensverwickelung 154
7. Verlassenschaft 172
8. Entzweiungen 176
9. Paulus 180
10. Die Evangelien 193
11. Einheit 200

Standpunkt.

1. Die Frage.

Hegesipp, der älteste Kirchengeschichtschreiber, aus Palästina gebürtig und um die Mitte des 2. Jahrhunderts ein vielbewanderter Reisender und Forscher, erzählt in einem erhaltenen Bruchstücke seiner verloren gegangenen kirchlichen Denkwürdigkeiten von dem Apostel Jakobus, dem Bruder des Herrn, folgende Begebenheit, die er zu seiner Zeit noch aus mündlichen Ueberlieferungen von Zeitgenossen der Apostel geschöpft haben konnte:

„Gemeinschaftlich mit den Aposteln übernahm die Leitung der Gemeinde (in Jerusalem) Jakobus, der Bruder des Herrn, allgemein der Gerechte genannt. Er war von Mutterleibe an heilig. Wein und starke Getränke trank er nicht, noch aß er von etwas Lebendigem; ein Schermesser kam nicht auf sein Haupt, mit Oel salbte er sich nicht, noch gebrauchte er ein Bad. — — Allein ging er in den Tempel, und man fand ihn liegend auf den Knien und betend für das Volk um Vergebung, sodaß seine Knie dickhäutig wurden wie bei einem Kamel, indem er sich immer aufs Knie beugte im Gebet zu Gott und im Flehen für das Volk. Wegen dieser seiner großen Gerechtigkeit

wurde er der Gerechte genannt. — Einige von den sieben Sekten unter dem Volk fragten ihn: «Was ist die Wahrheit von Jesu?» und er antwortete:

„«Dieser ist der Erlöser.»

„Auf dies glaubten nun etliche von ihnen, daß Jesus der Messias sei. Diese Sekten aber glaubten nicht, weder an seine Auferstehung, noch daß er kommen werde, jedem nach seinen Werken zu vergelten. Alle diejenigen jedoch, die es glaubten, glaubten um des Jakobus willen. Da nun auch manche der Obern glaubten, entstand ein Tumult unter den Juden, den Schriftgelehrten und Pharisäern, die fürchteten, es möchte so weit kommen, daß das ganze Volk Jesum als den Messias erwarte. Da wandten sie sich gemeinschaftlich an Jakobus und sagten ihm: «Wir bitten dich, halte das Volk zurück, denn es irrt Jesu nach, als ob er der Messias wäre. Wir ersuchen dich daher, alle, die auf das Passahfest kommen, über Jesus eines bessern zu belehren. Denn dir folgen wir alle, da wir sowol als das ganze Volk dir das Zeugniß geben müssen, daß du gerecht und unparteiisch bist. Bringe daher du das Volk vom Irrthum über Jesus ab. Stelle dich also auf die Zinne des Tempels, damit du von dem ganzen Volk gesehen und gehört werden kannst.» Denn wegen des Passahs kamen Juden von allen Stämmen, wie auch Heiden zusammen. So stellten die zuvor genannten Schriftgelehrten und Pharisäer den Jakobus auf die Zinne des Tempels und riefen ihm zu: «Gerechter, dem wir billig alle folgen, da das Volk in der Irre hinter Jesus dem

Gekreuzigten läuft, so verkünde uns: Was ist die Wahrheit von Jesu dem Gekreuzigten?» — Da antwortete er mit lauter Stimme: «Was fragt ihr mich über Jesus, des Menschen Sohn? Er selbst sitzt im Himmel zur Rechten der großen Kraft und wird auf den Wolken des Himmels kommen.» — Als nun viele hierdurch bestärkt wurden und lobpreisend über dies Zeugniß des Jakobus ausriefen: Hosianna dem Sohne David's! da sprachen dieselben Schriftgelehrten und Pharisäer: «Wir haben übel gethan, Jesu ein solches Zeugniß zu verschaffen. Hinauf denn und laßt uns ihn hinabstürzen, damit sie eingeschüchtert werden und ihm nicht mehr glauben.» Zugleich schrien sie zusammen: «O wehe, auch der Gerechte ist in Irrthum gerathen!» Hierauf stiegen sie hinauf, warfen den Gerechten hinab und steinigten ihn. — So starb dieser Märtyrer. Er bewies sich als treuer Zeuge für Juden und Heiden, daß Jesus der Messias sei."

Die Frage nach der historischen Wahrheit Jesu fiel also schon dem hinterbliebenen Bruder des Herrn vor die Füße. Und daß sie heute, nach achtzehn Jahrhunderten, wieder lebhaft erhoben wird, erregt durch die Antwort der historischen Prüfung derselben einen Aufruhr, der unsere theologischen Katheder mit ähnlichen Gefahren bedroht, wie solche bei jenem Passahfeste die Zinne des Tempels trafen.

Aber auch den ruhigen Beobachter nahm es wunder, daß diese Frage gerade unter den heißen, tosenden Ar-

beiten unsers realistischen Werktags plötzlich solches Aufsehen und solche Macht über die Gemüther in katholischen und protestantischen Ländern gewann, — eine Theilnahme freilich sehr ungleicher Art und in Gunst und Widerwillen entgegengesetzt.

Allerdings fanden edle Gemüther wie religiöse Seelen sich längst beengt in einem Lebenskreise, der sich mit Erwerben und Genießen, mit Wissen und Begreifen abschloß, da man denn über das Erstaunliche, was hierin geleistet wurde, die Unfruchtbarkeit im sittlichen und religiösen Leben, den Mangel an Ernst der Gesinnung und an Kraft der Charaktere so viel weniger beachtete. Unbefriedigt von dem geistlosen Gebaren einer Gesellschaft, die nur für die Materien des Lebens noch Sinn und Anerkennung zu haben schien und nur mit Stoffen sich breit machte, sahen die Frommen eine Zeit herankommen, in der statt der Offenbarungen von oben nur noch die Entdeckungen der Naturforschung Kanzel und Altar fänden.

Und nun brachte die unverhoffte Schwenkung vom materiellen Interesse des Tags zur christlichen Frage doch auch keine erfreulichen Zeichen für sie mit. Denn es war ja mit dieser Frage auf keine Rückkehr zum vernachlässigten Glauben abgesehen; sondern die verwegene Prüfung einer unanfechtbaren Offenbarung führte einen neuen Unglauben an die göttliche Person Jesu mit sich. Der Kummer, den man bisher über die religiöse Gleichgültigkeit der Zeit empfunden hatte, schlug in Verdruß und Aergerniß an der lebhaften Theilnahme um, mit der man sich in ganz

Europa den neuen Ergebnissen der geschichtlichen Forschung zuwendete.

Natur und Geschichte, die beiden Gebiete stufenweiser Offenbarungen des ewigen Geistes, fielen bei unsern Christlichen in das tiefste Mistrauen. Sie erkannten nicht einmal das Erfreuliche der neuen Bewegung darin, daß unsere so schwer beschuldigte und verworfene Zeit sich in einer Vesperstunde des Ausruhens vom Anbau und Genuß des Irdischen wieder einmal auf die höhern Werthschaften unsers Daseins und auf den wunderbaren Ursprung und Verlauf unserer heutigen Bildung besinnt.

Leider fanden sie sich in dieser Verstimmung des Gemüths und Verblendung des Blickes von seiten ihrer Priester und Pastoren bestärkt, je mehr diese nämlich von der Höhe — dort der päpstlichen Encykliken, hier der „Evangelischen Kirchenzeitung" — herab eiferten und an die Zeit erinnerten, da der Fanatismus des Aberglaubens, irrer Religionsbegriffe und des Pfaffenwahnsinns die Menschen in Verzweiflung gesetzt hatte.

Gewiß fehlte es unter diesen Ehrwürdigen nicht an Männern, die es mit aufrichtiger Seele beklagten, daß die Welt sich allzu ausschließend auf ihre eigensten Angelegenheiten zurückgezogen hatte, — auf Arbeiten ohne Beten, auf Genuß und Prunk ohne Erhebung, auf Wochen ohne Sonntag. Doch ebenso gewiß waren gerade diese Priester und Prediger die letzten unter jenen alten und jungen Eiferern, die das Irdische mit der Religion zu überwinden gedachten, wenn sie diese gerade in ihrer vergänglichsten

Gestalt erhöben, — Geistliche, die den Glauben neu zu beleben wähnten, wenn sie ihn auf den alten Boden zurückversetzten, wo er abzusterben angefangen, und die mit zelotischem Auge die Entfremdung und den unfruchtbaren Abstand nicht ermaßen, der entstehen mußte, wenn die Welt vergnügt vorwärts und die Kirche scheltend rückwärts sich bewegten.

Und so ist es denn gekommen, daß Welt und Kirche, Wissenschaft und Dogma schroffer als jemals einander gegenübertreten.

Da wendeten sich denn die unbefriedigten Gemüther, bedürftig und suchend, da- und dorthin. Den einen kamen die Naturwissenschaften, in lebhaftem Bemühen, mit lauter Faßbarem entgegen. Die glänzenden Ergebnisse und wunderbaren Entdeckungen derselben, ihre Sicherheit auf dem Wege der Erfahrung und ihre Dienstfertigkeit für Genuß und Behagen des Alltagslebens, gaben ihnen vollen Siegesübermuth und nahmen für sich den Vorrang vor den sogenannten moralischen Wissenschaften in Anspruch.

Andere dagegen wurden bald genug inne, wie sehr unser Dasein in jener Richtung sich veräußerlicht. Ein schwindelhaftes Ringen und Jagen nach Besitz, Prunk, Genuß und gesellschaftlicher Geltung setzt die Menschen in Unruhe und Verwirrung. An Sammlung des Gemüths, an Einkehr in sich selbst zur Besinnung auf höhere Anliegen des Lebens wird nicht gedacht oder man entflieht ihnen geflissentlich. Wie hätten sie dem guten Fontenelle glauben mögen, wenn er meint: „D'être bien avec Soi,

c'est le plus grand secret pour le bonheur!" — Nein, das Glück darf ja kein Geheimniß sein; es versteckt sich höchstens nur zwischen den Herrlichkeiten, die der Tag umher aufhäuft, und neckt blos um gesucht zu werden. Und wirklich wird es auch gefunden — unter all dem Tand und Trödel der Zerstreuung, mit dem besonders auch unsere Frauen, — einst die Trägerinnen des Idealen und des Enthusiasmus, sich heut hervorthun.

Nun liegt es aber im Wesen des Menschen, daß er sich in ernster Stunde einem doppelten Reich der Dinge angehörig empfindet. Und hat er sich eine Zeit lang unter den Ergebnissen der äußern Erfahrung, im Genuß sinnlicher Güter, in der verstandesgemäßen Erkenntniß der Welt wohl und wie heimisch gefühlt, so erwacht oft plötzlich in seiner Seele der Drang, ein oft unverstandenes Verlangen nach dem außersinnlichen Gebiet seiner Abkunft. Eine Unruhe überfällt ihn, ob er von diesen wandelbaren Erscheinungen des Naturlebens nicht ins Irre verlockt werde, und ob er nicht dem Vergänglichen angehöre, mit dem er sich so leicht auf guten Fuß, in ein so vergnügtes Verständniß setzen könne. Er verliert die Zuversicht zu sich selbst, wenn er sein inneres Ewige aufgeben soll.

Solche Gemüther trifft nun die erneute christliche Frage wie ein Sursum corda! ein „Empor die Herzen!" und ein Verlangen nach neuer Erkenntniß des Geistes, nach neuer Offenbarung an das Herz ergreift sie.

Unverkennbar sammelt sich schon länger und mehrt sich

mit jedem Tage zwischen der Geistlichkeit des Dogmas und der Aristokratie der Wissenschaft ein „dritter Stand" der Gebildeten, dem noch die Charte der äußern Anerkennung sowie ein Tempel und eine Kanzel fehlen. Sie bilden eine unbekannte Gemeinde von Glaubensbedürftigen.

Der Begriff des Glaubens ist durch sein kirchliches Gepräge und seine dogmatische Legirung im Weltverkehr vielfach in Verruf gekommen. Wir wollen, um uns klarer zu machen, das Glauben als ein Seelenvermögen und Seelenbedürfniß von dem unterscheiden, was der Glaube zumal als Kirchenglaube an bestimmtem Inhalt darbietet.

Daß es eine Wahrheit oder Wahres geben müsse, wird wol nicht zu bezweifeln sein. Die wechselnden Erscheinungen in allem Leben lassen sich nur durch die Voraussetzung einer außersinnlichen Substanz, als ihrer Grundlage, begreifen. Für den Menschen muß hinter diesen Gaukeleien des Daseins etwas Ewiges, ein heiliger, beseligender Ernst verborgen sein. Ist ihm nicht schon im eigenen, unter allen körperlichen Veränderungen sich gleichbleibenden Selbstbewußtsein ein Hinweis auf jenes Ewige im Wandel der Dinge gegeben, — ein Pfand seines persönlichen Antheils an jenem Ewigen in der Welt?

Mit dieser Ahnung belebt sich in unserer tiefsten Seele die Zuversicht auf etwas Zuverlässiges in der Welt.

Und diese Voraussetzung nennen wir Glauben.

Dem Wissen gegenüber, das sich auf etwas schon Anerkanntes stellt und dem Verstande das Begreifliche vermittelt, ruht der Glaube auf sich selbst in den Tiefen des Gemüths mit dem Vertrauen, daß die außersinnliche Wahrheit durch Forschung und durch unmittelbare Erkenntniß könne gewonnen werden, — durch jene Art von Offenbarung, wie solche auch dem Dichter, dem Künstler als unvermittelte Eingebung verliehen wird.

Allerdings läßt die Wahrheit vor dem sinnlichen Auge der Welt sich nie anders als in irdischem Gewand erblicken; sie wechselt nur die Stoffe des Gewandes leichter oder dichter, faltiger oder durchsichtiger nach den Jahreszeiten der Weltgeschichte und den Klimaten der Völkerbildung.

Dieser Betrachtung begegnen wir noch unterwegs, und es gilt hier nur noch der Frage, — wie die Glaubensbedürftigen jener unbekannten Gemeinde sich zwischen Dogma und Wissenschaft einzurichten hätten.

Der Verfasser versucht es, durch ein freies Bekenntniß über sein eigenes Verhalten zu beiden einer Lösung der Frage entgegenzukommen.

2. Bekenntniß.

Zuvörderst darf er von sich aussagen, daß Religion ihm stets eine stille Lebensbegleiterin gewesen ist. Wer ihn aber aus seinen schon vor Jahren mitgetheilten Lebens-

erinnerungen*) kennt, wird zugestehen, daß wol nur wenige seiner Zeitgenossen auf solche Gegensätze und Extreme gläubiger Kindheit und überzeugten Alters zurückblicken.

Auch die Frage nach der Wahrheit von Jesu hat ihn schon als Studenten des Lyceums beschäftigt, da er denn aus unmittelbarer Evidenz damit abschloß, das Bild des Menschensohnes für seine eigene Andacht aus dem blendenden Rahmen zu nehmen, in welchem die Kirche es den anbetenden Jahrhunderten ausgestellt hat.

Der Weg des untergeordneten Staatsdienstes mit dem Nebenhange zur poetischen Production führte dann aber den Verfasser weit ab von gründlichen Forschungen in kirchengeschichtlicher Richtung. Und so nahm er jetzt noch einmal in seinem sechsundsiebzigsten Jahre jene Frage nach der Wahrheit von Jesu auf, — heute, wo ihm nichts übrigblieb, als mit der Anstrengung des Alters und auf ungebahnter Seite die Höhe zu erreichen, von welcher inzwischen unsere theologisch-historischen Forscher einen aufgeräumten Ausblick nach dem See Genezareth und dem heiligen Golgatha eröffnet haben.

Diese Forschungen beziehen sich hauptsächlich auf die Evangelien und Apostelbriefe im Zusammenhalt mit andern kirchlichen und historischen Schriften aus jener Zeit der Ausbreitung des Christenthums und der Gründung der Kirche.

---

*) „Auch eine Jugend" und „Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse von H. Koenig" (Leipzig 1861).

Werke einer staunenswerthen Geistesarbeit, die Ausbeute einer wahrheitsmuthigen Vertiefung, liegen zu Tage, von Männern umfassender Bildung, die ein ausgebreitetes Wissen mit speculativem Denken verknüpfen und durch divinatorischen Scharfsinn fruchtbar machen.

Ihre Forschungen stimmen nicht in allen Einzelheiten des Ermittelten überein, sowenig als die Evangelisten in ihren Ueberlieferungen. Diese gingen auf Verklärung einer neuen Offenbarung für den Glauben ihrer Zeitgenossen aus; unsere Forscher kehren zur Enthüllung derselben Wahrheit für die richtige Erkenntniß ihrer Mitlebenden zurück.

Hierher sah sich der Verfasser mit allen gewiesen, die ohne eigene Forschungen nach der Wahrheit des Christenthums und der geschichtlichen Person des Stifters suchen, — jeder mit seinem individuellen Fassungsvermögen für sein besonderes Erkenntniß- und Herzensbedürfniß. Denn die Wahrheit eignet sich jedem auf besondere Weise an; sie sucht, wie die Liebe, allen alles zu sein. Und da bietet sich an der offenen Ausbeute der Forschung über das historische Christenthum ein reiches Material, aus welchem ein jeder sich mitten ins Leben hinein seine eigene Kapelle christlicher Religiosität erbauen kann.

Nicht, als ob die Ausscheidenden den hohen Werth und die Wohlthaten kirchlicher Gemeinschaft verkennten: sie schließen sich ja nicht aus, sondern finden sich vielmehr von seiten der Gemeinschaft selbst, wenn auch unbeabsichtigt, ausgeschlossen.

Allerdings bringt das christliche Leben, ob ursprünglich auch in höherm Sinne ein geistiges, rein innerliches, doch — wenn es sich als wirkliches Leben erweisen will — das Bedürfniß mit sich, äußerlich, seiner Natur angemessen sich darzustellen und zu bethätigen.

Soll dies nun innerhalb oder vermittels einer kirchlichen Gemeinschaft geschehen, so muß dieselbe als äußere religiöse Gemeinschaft ebenso weit reichen, als sie selbst auch eine innerliche des religiösen Gefühls, der religiösen Vorstellung, der religiösen Gesinnung und religiösen Zwecke ist; sie muß zum Organ einer einheitlich gemeinsamen religiösen äußern Lebensthätigkeit entwickelt sein.

Sie ist aber hinter dieser Vollendung für die ungleich fortschreitende Bildung ihrer Angehörigen zurückgeblieben.

Richard Rothe, dieser hochverehrte Theolog, dem wir die ebenangeführte Erklärung entnommen haben, findet daher in dem um sich greifenden Gefühl der Gebildeten, die für ihr eigenstes religiöses Bedürfniß in der Kirche die volle Befriedigung nicht mehr finden, nichts Beklagenswerthes. Ein Verfall der Kirche macht ihm keine Sorge, sondern erscheint ihm nur als die Folge des Selbständigerwerdens des christlichen Lebens. Seit der Reformation findet sich die unselbständig gewordene Kirche immer tiefer mit dem sittlichen Leben des Staats verflochten, und der vollendete Staat, der von religiösen Principien an allen Punkten durchdrungen und von ihnen befruchtet wird, ist für Rothe eben das vollendete Gottesreich.

Allerdings erscheint uns dies im Werden begriffene

Gottesreich noch weit aussehend. Mögen daher unsere Sonderkapellen einstweilen für jene Hütten angesehen werden, die da zu entstehen pflegen, wo ein großer Neubau im Werk ist. Mit dem Fundament des Gottesreichs, mit dem Rechtsstaat, ist unsere Gegenwart schon in voller Arbeit. —

Ursprünglich wollte der Verfasser dieses Büchleins, im Bewußtsein seiner Jahre, nur sein Testament zu Papier bringen, — nicht über Besitzthümer, die ihm hinterblieben, sondern, in der Art eines compte rendu anderer Könige, als einen Rechenschaftsbericht darüber, wie er im Laufe der Jahre, unter schweren und heitern Erlebnissen, unter Pflichten und Bestrebungen bemüht gewesen, im Bereich des Religiösen so manchen ihm anerzogenen und angeflogenen Aberglauben mit den Errungenschaften der Wissenschaft auszugleichen.

Indem er das Büchlein nun doch hinausgibt, will er es für nicht mehr als ein bloßes Bekenntniß angesehen wissen — für eine Confession, eine Aussage über seine religiöse Weltanschauung.

Aus diesem Gesichtspunkt überhebt er sich auch aller Nachweisung, aller Beweisführung für die Wahrheit des Inhalts. Diese ist in solcher Fassung vielleicht nur für ihn selbst da. Er will nicht belehren, noch weniger bekehren, sondern höchstens als Beispiel dienen, wie man durch Theilnahme und Beflissenheit aus dem Gemeingut der Wissenschaft sich ein Sondergut zu seinem geistigen

Auskommen erwerben mag. Seine Jahre werden ihm wol gutsagen für den Ernst, womit er zu Werke gegangen, für die Freiheit seines Gemüths von Nebenabsichten oder Ansprüchen für seine noch laufenden Tage, sowie für die Unbefangenheit des Bewußtseins, womit er lächelnd rückwärts und mit Zuversicht hinüber schaut.

Dabei stützt er sich gegen wohl- oder übelwollende Anfechtungen auf die Ueberzeugung, daß man in den höchsten Angelegenheiten der Menschheit, in Dingen, auf die es im Leben ankommt, den Muth seiner Meinung haben muß, und daß es Fragen der Zeit, Bedürfnisse, Forderungen der Zeit gibt, die man nicht im Ton der „guten Gesellschaft" durch Vermeidung alles Auffälligen beantworten kann, und gegen die man sich nicht in den Bann der Klugheit zurückziehen darf.

Am Ende möchte wol jeder sich gern mit dem Bekenntniß unsers großen Kant beruhigen können, wenn er sagt:

„Ich habe meine Seele von Vorurtheilen gereinigt; ich habe eine jede blinde Ergebenheit vertilgt, welche sich jemals einschlich, um manchem eingebildeten Wissen Eingang in mir zu verschaffen. Jetzt ist mir nichts angelegen, nichts ehrwürdig, als was durch den Weg der Aufrichtigkeit in einem ruhigen und für alle Gründe zugänglichen Gemüthe Platz nimmt."

Uns Nachstrebenden aber, und bis wir ebenso weit wie er kommen, ruft ein noch früherer Philosoph, Franz

Bacon, den auch die „gute, christliche Gesellschaft" unsers Adels als ehemaligen Kanzler von England und Baron von Verulam gelten lassen wird, das herrliche Wort zu:

„Wahrlich, es ist der Himmel auf Erden, wenn ein menschliches Gemüth in Liebe sich thätig erweist, im Vertrauen auf die Vorsehung Ruhe findet und sich um die Angelpunkte der Wahrheit bewegt!"

Aus der Vorwelt.

1. Natur und Geschichte.

Zwei erhabene Anschauungen tragen und bestimmen das religiöse Leben der Völker: die Ideen der Schöpfung und der Erlösung.

Ueber den Begriff der Schöpfung ist man wol einiger als über das, was man sich unter der Erlösung denkt. In dem umfassendsten Ausdrucke läßt sich vielleicht sagen, — die Erlösung sei eben die Lossprechung des Menschengeistes aus der Dienstbarkeit und Vormundschaft der Schöpfung. In diesem Sinne wird sich uns auch das Christenthum als das große Werk der Erlösung offenbaren.

Denn die vorchristlichen Religionen wurzeln mehr oder weniger in der Schöpfung, — jene nicht nur, die sich von der Fetischanbetung oder dem Thierdienste bis zur Gottheit der Sonne erheben, sondern auch diejenigen, in denen die bewegenden Kräfte der Natur, zumal in ihrem Bezug auf die Verhängnisse der Völker, zu Göttern und Halbgöttern personificirt erscheinen. Selbst das Judenthum erkennt in seinem einzigen Gott hauptsächlich den Schöpfer und Herrn der Welt, der in der Natur durch die Elohim, eine Art von Untergöttern, wirkt. Ja, dieser

strenge Jahve ist vielleicht aus dem „Feuergott" der frühern Zeit hervorgegangen und wurde zuweilen noch später als „Wüstengott" erkannt. Jedenfalls verräth in der frühern Periode des Judenthums der öftere Abfall des Volks zu den nachbarlichen Heidengöttern, daß das Gottesbewußtsein des „auserwählten Volks" auf keiner höhern Stufe als das Heidenthum stand.

Aber auch der Begriff und das Bedürfniß der Erlösung fehlt in jenen altasiatischen Religionssystemen nicht, die ihren Grund in der Schöpfung haben.

Es wechseln nämlich im religiösen Leben der Völker zwei Hauptzustände. In einer enggebundenen, streng gemessenen Verfassung lebt ein Volk unter Vormundschaft seiner Priester. Glaubenslehre, Sittenvorschrift, Religionsgebräuche erhalten oft lange Zeit hindurch ein befriedigtes Volksleben in bestimmt wiederkehrenden Beschäftigungen, die an den religiösen Jahresfesten vorüberziehen, wie die Erscheinungen in der Natur unter den glänzenden Bildern des Thierkreises.

Nach und nach findet sich aber doch besonders auch das geistige Leben gegen seine Bestimmung gehemmt, die Sittlichkeit und die Sitten erkranken unter jenem Druck, und mit dem Verfall des Moralischen sinkt der religiöse Sinn und ein wilder Aberglaube überwuchert das häusliche und das öffentliche Leben.

In solchem sündhaften Zustande, worin wir schon die ältesten Völker finden, erwacht endlich ein fieberndes Seelenleid; heftiger klopft der Puls des Gewissens im

ganzen Volk, bis zuletzt die lange unterdrückte geistige Lebenskraft zu einer heilsamen Krise durch einen Reformator gelangt. Dieser tritt nun — wie der Arzt mit Diät — mit Verwerfung religiöser Misbräuche, aber mit innerlich belebender Sittenlehre und tröstlichen Verheißungen auf. Wie durch höhere Eingebung erkennt das erkrankte Geschlecht die neue Heilslehre — die angekommene Erlösung — und ergreift, sich aufzurichten, die Hand des göttlichen Mannes zu einem neuen Leben des Heils.

Wir erinnern nur an Con-fu-tse in China, an Zoroaster in Persien, als solche Reformatoren, und werden dem für uns merkwürdigsten derselben auf unserm Wege begegnen.

Aber nicht blos die Vorwelt in jener grauen Ferne, — unsere eigene, sonnenhelle Gegenwart ist mit den beiden großen Anschauungen, der Schöpfung und der Erlösung, beschäftigt. Wir meinen es nämlich in dem Sinne, in welchem eben mit der auf die Entstehung und Ausbildung unsers Planeten gerichteten Naturforschung die historisch-kritischen Untersuchungen über den Ursprung des Christenthums merkwürdigerweise zusammentreffen. Und daß beide sich in mancher bedenklichen Frage kreuzen und ihre beiderseitigen Laien in lebhafte Theilnahme ziehen, ängstigt eben die befriedigten Altgläubigen, als ob sie dabei befürchteten, die christliche Welt könnte aus dem Gnadenstande der Erlösung in das unselige Heidenthum der Schöpfung zurückfallen.

Zu ihrer Beruhigung erinnern wir an den spanischen Mystiker Raymund von Sabunde im 15. Jahrhundert, der die Bibel und die Natur zusammenstellt, indem er sagt:

„Gott hat dem Menschen das Buch der Natur gegeben, in welchem jedes Geschöpf ein von Gott geschriebener Buchstabe ist. Dies göttliche Buch und die Heilige Schrift können einander nicht widersprechen. Von jenem, welches allen gemein, jedem am nächsten, den Laien lesbar und von Ketzern unverfälschbar ist, muß die Erkenntniß anheben.“ — —

Nun aber den Fall angenommen, der inzwischen auch vorgekommen ist, daß Natur und Geschichte, — die Inhaberinnen und Trägerinnen der beiden Ideen Schöpfung und Erlösung — in einer bestimmten Erkenntniß doch nicht übereinstimmten? Dürfte man wol vermuthen, ob für die religiösen Offenbarungen der Geschichte, in welche sich nur allzu gern die leidenschaftlichen Gedanken der Menschen mit irrender Auslegung mischen, nicht etwa der dunkle Probirstein in den ruhigen Schos der Natur, dieser ältern Offenbarung, gelegt sei?

Die griechische Fabel oder Mythe von Prometheus läßt sich in solchem Sinne betrachten.

Dieser Titane, seinem Namen nach „der Vorbedachte“, rettete bekanntlich in jener Urzeit, da die Götter Kronos und Jupiter die Herrschaft der Welt wechselten, das arme, verlassene Menschengeschlecht, dem das Feuer fehlte, dadurch, daß er dies unentbehrliche Element heimlich vom Himmel herabbrachte, wofür er von Jupiter die grausamste Strafe erlitt.

Liegt denn aber nicht dasselbe Feuer, das Prometheus von oben brachte, in den Materien unserer Erde versteckt und flammt unter den eigenen Bemühungen der Menschen auf?

In der Natur und der Geschichte liegt in der That etwas Prometheisches. Wir bezeichnen es mit dem christlichen Namen der Vorsehung, nehmen es aber in einzelnen Fällen, wo es uns in der Geschichte begegnet, lieber für eine besondere Offenbarung von oben, als daß wir es durch Forschen zu verstehen suchten, wie in der griechischen Fabel der Bruder des Prometheus — Epimetheus, der „Nachdenkliche", that.

Natur und Geschichte stehen in vielfachen und tiefinnigen Beziehungen zueinander. Wir können aber von unserm Wege aus nur auf jene Punkte ein flüchtiges Augenmerk werfen, die sich mit unserer religiösen Frage berühren.

Hinsichtlich der Schöpfung weisen wir also auf die aus wissenschaftlichen und populären Schriften bekannte Ansicht der Naturforscher hin, nach welcher die Weltkörper, mithin auch die Erde in unserm Sonnensystem, durch Anziehung und Verdichtung der im Weltraum verbreiteten allerfeinsten Materie, Aether genannt, entstanden sind.

Unter gewaltthätigen Vorgängen hätte sich nach und nach — freilich im Verlaufe von Millionen Jahren — der Planet aus der Glühhitze verdichteter Gasarten, durch Wasserniederschläge der Dämpfe in allmählicher Erkaltung,

seine Rinde mit Wasser und emporgehobenem Lande gebildet, und die durch die erleichterte Atmosphäre hervorgetretene Sonne hätte dann die weitere Entwickelung desselben geregelt und gefördert.

In einer zweiten Periode soll sodann, allerdings unter noch fortdauernden Erdrevolutionen, der organische Stoff und aus demselben das Pflanzen- und Thierreich sich entbunden und entfaltet haben. Exemplare oder Reste von Geschöpfen aus beiden Reichen, sehr abweichend in Maßen, Formen und Gefüge von den noch heute uns umgebenden Gattungen, sind in späterer Zeit bei Durchforschung des Erdinnern in den übereinandergelagerten Gebirgsschichten entdeckt worden. Man hat hieraus die Ansicht gefaßt, als habe die Natur in verschiedenen Bildungs- oder Neuschöpfungsperioden die verschiedenen Gattungen und Arten hervorgebracht und sei in jeder Periode damit bis zu den Keimen einer höhern Entwickelung gekommen, die dann aus ähnlicher Umwälzung, wie die vorhergegangene, ihren Verlauf genommen habe.

Dieser ältere Glaube ist nun neuerlich ebenfalls von einer wissenschaftlichen Reformation angefochten worden; indem eine jüngere, an Lyell und Darwin anknüpfende Schule alle jene vorausgesetzten Zerstörungen und Neuschöpfungen des Planeten verwirft und darzuthun sucht, daß alle Wandlungen sich durch die heute noch wirksamen Ursachen, im Verlaufe von vielen Jahrtausenden, ohne Stöße von außen, vollzogen hätten; und alle die viel und abweichend gestalteten Pflanzen- und Thierarten wären nur

als die ruhige Entwickelung aus einer einzigen oder etwa aus zwei Urzellen zu erklären.

Es ist unsere Sache nicht, uns zwischen beiden Hypothesen, zwischen jener Spirallinie und der geraden Linie Darwin's, auszusprechen, welche letztere sich freilich zwischen den hundert und hundert Voraussetzungen, Zufälligkeiten und Vermuthungen hindurch genug zu krümmen hat. Der Gedanke einer besondern Erschaffung des Menschen bleibt allerdings unserm Gemüth zusagender als eine Abstammung aus den Familien des Orang-Utang, des Jocko oder des Gorilla, wenn uns diese auch mehr und mehr menschenähnlich entgegenkommen und wir sie als unsere Vettern begrüßen können. Möglich auch, daß die letzten Abkömmlinge des Stammbaumes mit Tode abgegangen sind. Denn die Natur selbst zieht um die Geburt ihres Menschenlieblings ein Geheimniß. Mit der sich ausbreitenden Cultur sterben nämlich sichtlich die affenähnlichsten Wilden und die menschenähnlichsten Affen rascher aus, sodaß in dieser erweiterten Kluft für die Acten, die noch zum Spruch des Richters liegen, die Documente verloren gehen, die unsere Abstammung überzeugend nachweisen könnten.

Eine vermittelnde Ansicht gibt der oben schon berufene Theolog Richard Rothe in seiner „Ethik". — Nach ihm setzt und offenbart sich Gott in der Welt durch eine Aufeinanderfolge von Entwickelungsstufen. Das Geschöpf bildet einen Zusammenhang in immer höher sich erhebenden Bildungsformen, stetig fortschreitend ohne Sprung in den

Formationen. Darin, daß jede Stufe durch die ihr vorangehend niedern bedingt ist, stellt sich ein Entwickelungsproceß der Geschöpfe aus sich selbst dar; so jedoch, daß dies Sichselbstschaffen, dies Sichentwickeln aus verschiedenen Creatursphären, zugleich ein Gesetztsein von Gott ist, indem das göttliche Denken und Wollen fort und fort die Geschöpfe zu ihrer Entwickelung aus sich in neue und höhere Stufen anregt und in Bewegung setzt. — So gelangt das Geschaffene von der niedrigsten Stufe, der Materie, dem absoluten Nichtgeiste, durch die verschiedenen Sphären endlich bei der Persönlichkeit an, bei der Einheit des Selbstbewußtseins und der Selbstthätigkeit des Menschen.

Wir schließen mit dem ähnlichen, aber mehr allgemein ausgedrückten Bekenntniß unsers Naturphilosophen Lotze ab:

„Alles Höherorganisiren in den Lebensorganismen der Natur wie der Menschheit geschieht dadurch, daß höhere Lebenstriebe aus dem ewigen Weltgrunde in die Erscheinung treten und sich die Kräfte und Triebe der frühern Lebensstufen als Mittel ihrer Wirksamkeit unterordnen. Ein unaufhörlicher Kraftzustrom innerhalb der Erscheinungswelt bleibt aber verbunden mit der Möglichkeit ihres Zurücktretens aus der Sichtbarkeit in die Verborgenheit."

So erscheint uns das menschliche Dasein an sich edler, wenn es nicht gedacht wird als durch blinde Naturentwickelung, sondern aus Absichten Gottes entstanden; wobei wir

freilich immerhin mit unserm Leisten und Leiden in den Verband der Naturgesetze geknüpft sind.

Die zweite Periode der Erdentwickelung schließt mit der Erscheinung des Menschen, und mit ihm beginnt die Geschichte.

2. Der Mensch.

Wo nun aber in der beruhigten Schöpfung finden wir die Stelle, auf der die ersten Menschen — sollen wir sagen aus der Natur oder in die Natur gekommen sind?

Auf der Darwin'schen Linie der Erdgeburten ist der Mensch aus der Natur — nur gewiß unter andern Umständen oder Umgebungen gekommen, als solche für den angenommen werden, der auf dem Schwung der Spirallinie der frühern Hypothese aus der Hand einer besondern Schöpfung hervorgegangen ist.

Auch die neueste Philosophie hält an der Anschauung fest, der Mensch — jeder mit seiner individuellen Anlage zur Persönlichkeit — habe eine geistige Präexistenz im Reich der ewigen, außersinnlichen Dinge und nehme von dort, aus uns unbegreiflicher Bestimmung entlassen, Raum und Zeit zu seiner Verkörperung in unserer Erscheinungswelt.

Und zu solcher Ankunft und Niederlassung hatte sich eben eine reiche, herrliche Schöpfung geschmückt. Da duftete wol als dämmeriges Wochenbettstübchen ein schattiger Hain an umblühter Bucht des Meeres, wo die Natur,

unter der Nachtlampe des Vollmondes, der durch Palmenkronen leuchtete, ihren Liebling auf den Schos nahm, in Meereswogen gebadet. Und da fand auch der Sohn des Geheimnisses sanfte Hügel, wo er unter Fruchtgesträuchen, wie unter seidenem Brusttüchlein der Mutter, genoß und schlummerte, wo die junge Menschheit tändelte und in seligen Jahrhunderten ihre Kindertage verlebte, wo sie durch einen für uns verlorenen Instinct die Mutter verstand, in deren Schose sie spielte, und von ihren Tönen gelockt, ihr nachlallend, mit eingeborener Gabe die Sprache fand.

So mag ein jeder, mit mehr oder weniger Aufwand von Phantasie, sich jenen Zustand unsers Geschlechts ausmalen, den man mit dem Namen des Paradieses bezeichnet.

Alle Völker der vorweltlichen Cultur haben ihre Mythen über den Ursprung des Menschen und wundersamerweise über das Böse, das mit ihm gekommen oder dem er allzu bald begegnet sei. So besitzen auch die Hebräer in heiliger Schrift die uns bekannte Sage, nach welcher das Paradies des ersten Menschenpaares durch einen Sündenfall verloren oder verwirkt worden sei.

Das Christenthum der Kirche hat diese Mosaische Aufzeichnung als eine besondere Offenbarung aufgenommen und die Geschicke der Menschheit sowie das Werk der Erlösung daran geknüpft. Da tritt aber bei genauerm Betracht der vorausgesetzte Fall ein, daß unter Umständen

der Probirstein für eine geschichtliche Offenbarung, oder vielmehr das Correctiv für die Auffassung derselben sich in der Natur finden könnte.

Denn wirklich hat die Naturforschung den — fossilen Menschen entdeckt, der nach Ziffern der Erdbildung viel, gar viel älter als der Adam des Hebräer-Paradieses ist. — —

Bekanntlich haben sich in den Tiefen der Erde, in Höhlen, die von großen Fluten verschüttet worden, an verschiedenen Orten, unter Knochen des Mammuth, des Rhinoceros und des Höhlenbären auch menschliche Schädel und Gebeine nebst Stein- und Knochenarbeiten von offenbar menschlichen Händen gefunden.

Wir lassen die Jahrtausende hingestellt sein, die von den Geologen für die Zeit jener Verschüttungen verschiedentlich berechnet werden. Wenn wir aber auch nicht mit ihnen bis zu den höchsten Zahlen gehen, nach welchen aus den bisjetzt, besonders auch aus den Tiefen des Nil- und des Mississippi-Delta enthüllten Spuren das Alter der Menschheit sich berechnen läßt: so zieht sich dieses Alter doch weit hinter die Zeit zurück, in welcher nach der Mosaischen Aussage unsere Erde mit den Geschöpfen, denen Adam Namen gab, fertig und der Baum gewachsen war, von welchem Eva den verhängnißvollen Apfel brach.

Aber selbst schon hinter dem fossilen Menschen muß das Paradies verloren gewesen sein; denn die neben ihm ausgegrabenen Kieseläxte, Kieselmesser und Pfeilspitzen von Hirschgeweihen deuten auf Werkzeuge und Waffen, mit

denen derselbe unter Kampf und Arbeit sein Dasein verdienen mußte.

Der Mensch in solchem Zustande erinnert schon eher an eine Abkunft nach Darwin'schem Geschlechtsregister, von vierhändigen Altvordern. Für ihn war kein Paradies zu verlieren, und der verbotene Apfel Adam's wäre ihm jedenfalls noch verlockender gewesen, indem er mit dem angeerbten Familiengelüste nach Baumfrüchten, nun doch auf zwei Füße mediatisirt, nicht mehr im Stande war, auf hohen Obstbäumen die Sprünge seiner vierhändigen Ahnen nachzumachen.

Die Mosaische Aufzeichnung vom Ursprung des Bösen, wie die mehr oder weniger ähnlichen Sagen anderer Völker, alle vielleicht aus einer gemeinsamen Quelle geflossen, geben Zeugniß, wie früh es schon dem Menschengeiste anlag, ein großes Lebensräthsel zu lösen.

Ueber keine Thatsache des menschlichen Daseins herrscht ein so allgemeines Anerkenntniß als über das Vorhandensein des Bösen und die Sündhaftigkeit unsers Geschlechts. — Woher rührt doch, fragt man, ein so verkehrter Zustand, daß der Trieb des Naturells, das Sinnliche am Menschen, das dem freien Geiste zur lebhaften Ausführung seiner Ideen und Absichten zu dienen bestimmt ist, sich zur Herrschaft überhoben hat, sodaß es, selbst ohne geistigen Gehalt, den Geist zu unbeständigen Gelüsten, Thorheiten und Täuschungen mit sich fortreißt?

Alles bewußtlose Wirken in der Natur und selbst im

bewußtlosen Organismus des Menschen erscheint gut, zweckmäßig, vernunftgemäß, und erst mit dem Bewußtsein tritt beim Menschen Irrthum, Unsicherheit und Unrecht ins Leben.

In einer eigenthümlichen Uebermacht der sinnlichen Stoffe über die normale Herrschgewalt des außersinnlichen Geistes kann es nicht liegen, sondern nur darin, daß dieser Geist selbst in seiner Urkraft geschwächt erscheint. Allerdings erscheint, insofern schon mit dem ersten Aufdämmern des Bewußtseins sich die aus vorsinnlicher Existenz mitgebrachte Entkräftung verräth. Aber als mitgebracht fällt sie ihrem Ursprung nach hinter den Horizont der Erfahrung. Das Böse ist, auch nach Kant, eine allgemeine, aber vorgeschichtliche Thatsache und bleibt daher unerforschlich.

Und so war schon bei den ältesten Völkern das Vorhandensein des Bösen für die nachdenkenden Geister ein Räthsel, für die poetischen eine Aufgabe zu Mythen, für alle Welt aber, mit dem Bewußtsein ihrer Theilnahme an demselben, eine Seelenangst, aus der man nach Erlösung seufzte. Sühnopfer machten daher in allen Religionsbekenntnissen ein Hauptstück der öffentlichen Gottesverehrung aus.

Der Mosaische Versuch, den Ursprung des Bösen zu erklären, weist auf ein kindliches Volksalter zurück. Der Begriff von einer Gottheit, die ihren mit Vernunft begabten Geschöpfen gerade die erste Vernunftentwickelung durch Erkenntniß des Guten und Bösen untersagt, verräth

ein schwaches Denkvermögen, und daß diese höchste Erkenntniß von einem Baum in Gestalt von Aepfeln genommen würde, erinnert an die Kinder, die alles Reizende zu Munde führen. Auch entsprang ja nicht das Böse aus dem Ungehorsam des jungen Menschenpaares, sondern war schon in der so bedächtigen Schlange vorhanden, als sie das in seinen Flitterwochen etwas unbesonnene Paar heimtückisch verführte.

Da erscheint die altindische Ansicht viel tiefsinniger.

Nach dieser Lehre ruhte die Gottheit ursprünglich in ihrer Seligkeit, die darin bestand, daß der Gegensatz von Gut und Bös und hiermit aller Zwiespalt des Wollens, aller Kampf des Wählens im Göttlichen aufgelöst ist. Da faßte Brahma aus Liebe den Entschluß, eine Welt von sich, aus seinem Wesen, ausgehen zu lassen. Hiermit entzweite er sich aber gewissermaßen mit sich selbst, indem er an der Welt die Idee seines Gegensatzes hervorrief und Geister mit der Freiheit ausstattete, den Unterschied von Bös und Gut zu erkennen und zwischen beiden handelnd sich zu entscheiden.

So war der Zwiespalt des Wollens, der Kampf des Wählens, an denen die Gottheit selbst keinen Antheil hat, in die Welt versetzt. Und die Menschen fielen denn auch in Sünde und versanken in sündhaftes Leben. Doch die Erlösung aus demselben war schon von der Gottheit vorgesehen. Brahma hatte nämlich aus Liebe geschaffen, und in dieser Liebe lag die Erlösung. Die Liebe, aus der die Entzweiung des Daseins entstanden war, theilte

nun auch das Schicksal des menschlichen Daseins. Aller Irrthum, aller Schmerz, alle Sehnsucht des Lebens, aber auch alle Wahrheit, alles Glück, alle beseligende Empfindung liegt seitdem in der Liebe. Und nachdem die Gottheit ihr seliges Selbst aufgab, damit unerschaffene Wesen aus demselben entstehen und kämpfend freudig werden könnten, seitdem ist menschliche Selbstsucht die Grundsünde. Aber durch alle Misgeschicke des selbstsüchtigen Daseins pilgert die Liebe und weckt in der Zwietracht die Erinnerung an das Göttliche. Die Entzweiung des Lebens, möchte man sagen, gleicht einer Stimmgabel, deren beide Zinken aus dem einigenden Stiel auseinandergehen. Doch an der einen Spitze hart angeschlagen und rasch auf den Stiel gesetzt, tönt das reine a des Ewigen und erwacht der schlummernde Ruf des Göttlichen. Darum auch wirkt jeder Moment, in welchem zwei Gegensätze in einer Liebesthat sich einigen, schöpferisch, wie es die Gottheit durch die Urentzweiung war.

Uebrigens gehört das verlorene Paradies wol nur der Poesie an, und wir halten an der Ueberzeugung, daß unser Geschlecht ursprünglich für ein immerwährendes Paradies gar nicht bestimmt sein konnte. Wenn die Centifolie ihre hundert duftenden Blätter zu einer Rose entfalten soll, so kann sie sich nicht in der Knospe halten. Mag die Menschheit sich nun unter Kampf und Kummer von thierischer Sippschaft loszuringen gehabt oder durch besondere Schöpfung sich zuerst im gesegneten Schose einer

3*

gütigen Natur gefunden haben, — immerhin war sie bestimmt, den ganzen verschlossenen Reichthum ihrer Anlagen und Kräfte zu entfalten, die Natur zu vollenden und zum Uebersinnlichen hinzuführen. Sie konnte mithin weder in dem Zustande der Schuldlosigkeit einer unentwickelten Vernunft, noch in jenem einer naiven Unschuld verharren. In einer wie in der andern Richtung kam sie am Baum der Erkenntniß vorüber, und ein innerer Drang, ein Bedürfniß des Geistes, ein Hunger ihrer Bestimmung trieb sie an, nach seinen Früchten zu greifen. — — —

In dieser Ansicht finden wir uns wieder durch den Theologen Rothe bestärkt, indem er es für die sittliche Aufgabe des Menschen erklärt, die Natur, die ihn umgebende wie die ihm in seinem körperlichen Organismus verknüpfte, seiner Persönlichkeit als dem alles bestimmenden Princip zuzueignen. Im sittlichen Proceß erblickt aber Rothe die Fortsetzung der Schöpfung, die ebenwol durch mannichfache Stufen hindurchgeht. — Daraus ergibt sich ihm die Nothwendigkeit, die Unvermeidlichkeit eines Durchgangs des Menschen durch die Sünde als eine Stufe in dem sittlichen Entwickelungsproceß, welchen die Menschheit im ganzen und großen durchzumachen hat. Die sittliche Entwickelung des Menschen kann nicht von vornherein die normale, sündlose sein, da die persönliche Creatur noch unmittelbar unter der Gewalt der Materie steht und nur durch langen Kampf und Arbeit sich zu ihrem Herrn macht.

So liegt also vor der Menschheit ein zweites Para-

dies, das erobert und geschaffen werden soll für einen zweiten Adam — ein Paradies der Vernunftherrschaft auf Erden. Ob es noch entfernter vor uns liege, als jenes hinter uns gelegen, — wer mag es entscheiden? Wir sind auf dem Wege dahin, das Wanderbuch unserer Bestimmung im Tornister. Die materiellen Mittel zu dieser Paradieseserschaffung, von den Naturwissenschaften und Entdeckungen zusammengetragen, häufen sich ins erstaunliche; mit den Arbeiten der moralischen Wissenschaften, oder vielmehr mit unserer geistig-sittlichen Bildung geht es viel langsamer, und wir bleiben meist noch weit hinter jenen frommen Pilgern zurück, die zur Buße auf heiligen Kreuzwegen nach je zwei Schritten immer wieder einen zurückthaten.

3. Die Völker.

Mit der Anerkennung dieses Ziels unsers Erdenlebens begreifen wir denn auch, daß die Mutter Natur ihre Zöglinge selbst aus einem paradiesischen Schoße zur rechten Zeit wird fortgetrieben haben. Ob die zu stark anwachsende Menge, ob Uneinigkeit oder Meeresfluten infolge nachzuckender Erderschütterung die Familien nöthigte, das Weite zu suchen, mag dahingestellt sein. Sagen von großen Wasserfluten gingen jedenfalls unter allen Völkern des Alterthums. Doch scheinen diese Gewässer, wenigstens theilweise, erst nach der Zerstreuung unserer Paradieseskinder gekommen zu sein. Wenigstens war Vater Noah

schon so geschickt und erklecklich mit Werkzeugen versehen, daß er eine große Arche bauen konnte, in der er seine Familie und das liebe Vieh rettete. Dabei verstand er sich so gut mit dem Himmel, daß er von dort mit dem ersten Regenbogen einen Wink bekam, es sei nun an der Zeit, die Arche zu verlassen und hinter dem vielen Wasser her einen Weinberg anzulegen.

Oder es hat auch zum ersten Auszug in die Welt die unserm Geschlecht eingeborene Wanderlust getrieben. Läßt sich doch diese natürliche Unruhe schon an den einjährigen Kindern wahrnehmen, wenn sie — der winkenden Mutter einmal glücklich in die Arme getaumelt, sich mit Umhertrippeln nicht genugthun können.

Und wenn nun die ewige Mutterliebe der Weltseele das junge Geschlecht von ihrem Schose auf die eigenen Füße stellte und ihm, fern hingekauert, mit allen Fingern winkte: was werden die Menschenkinder nicht alles gewagt und versucht haben! — — — Nun ja, sie wankten auch oft, sie verzagten einmal, oder sie vermaßen sich gar, und sie fielen und sie weinten oder tobten; immer aber blieben selbst für die Ungeberdigen die Arme der Liebe nahe genug, sie aufzurichten, zu beruhigen und weiter zu ermuntern.

Das ist die Weltgeschichte!

Und wir erkennen in derselben eine dritte Entwickelungsperiode der Schöpfung: erst war es die Bildung des Planeten aus dem Weltäther bis zum Erscheinen der Sonne; dann folgte die Entfaltung des organischen Lebens

bis zum Auftreten des Menschen, und nun verläuft in der Geschichte eine geistige Fortsetzung der Schöpfung bis zur vollen Offenbarung Gottes.

Und angenommen, die beiden ersten Perioden seien unter gewaltigen Erschütterungen und Umwandlungen vor sich gegangen, so wiederholen diese sich in der Geschichte, die von Umwälzungen innerhalb der sittlichen Welt — von Völkerwanderungen und Völkerverdrängungen, von Revolutionen, von Blutthaten der Herrschsucht, von Scheiterhaufen des Fanatismus, von Listen und von Lastern berichtet, durch welche das Menschenthum zur Erkenntniß und zum Frieden, zur Wohlfahrt und zur Wahrheit gelangen soll.

Diese Umwälzungen, die gewöhnlich auch neue Schöpfungen — neue Kräfte, Gedanken und Richtungen der Menschheit in ihrem Gefolge hatten, scheinen doch auch durch einen Rückschluß auf die Naturentwickelung der ältern Ansicht von derselben das Wort zu reden, wenn nur irgendeine Verwandtschaft der Gesetze in beiden Gebieten des Lebens anzunehmen ist.

Wie die Natur auf eine nebelige Unendlichkeit ihrer Entwickelung zurückweist, so blickt die Geschichte in eine unermeßliche Zukunft, die mit Abenddämmerungen wechselt.

Vor dem Morgenthore des Völkerlebens finden wir Sagen und Mythen, die das Sahlband der Geschichte weben. In ihren phantasievollen Erinnerungen spielt noch etwas von jenen frühen Kämpfen der Sonne mit den em-

pörten Elementen der Erde und spiegelt sich in Fabeln von dem uralten Hochmuth unsers Geschlechts ab, der immer wieder mit Erdstoffen den Himmel zu erobern versucht wird.

So treiben nach den heiligen Sagen der Hebräer die scheidenden Geschlechter auf babylonischem Boden aus Backsteinen einen hohen Thurm empor. Doch ihren wirren Begriffen verwirrt sich die Sprache, und sie gehen unfertig auseinander, — oder auch gehen sie auseinander und ihre Sprache verwirrt, — verzweigt sich in der Trennung.

Auf eine solche Spaltung der Völker und der Sprache weist auch die altindische Mythe vom Bananenbaum hin. Hier aber überhebt sich die Natur selbst und zieht auf die vertrauenden Menschen unselige Verhängnisse herab, die durch die Weltgeschichte fortdauern und einen großen Theil derselben bilden.

„Der erste Baum dieser Art — Watabaum in der heiligen Sprache genannt — war der Baum des Lebens und der Erkenntniß. Stolz aufstrebend von der Erde hob er sich mit herrlicher Fruchtkrone zum Himmel auf. Unter seinen Aesten, wie unterm Dache des Vaterhauses wohnten in Eintracht die ersten Menschen. Durch seine Blätter rauschte die Sprache der Gottheit und ward verstanden.

„Da wollte der Baum zu einer Himmelsleiter werden und trieb immer höher seine Aeste. Aber die Gottheit strafte den Uebermuth und zerriß den stolzen Baum. Die Aeste wurden weit in die Welt zerstreut.

„Seitdem strebt der Baum nicht mehr über Gebühr hinaus; demüthig senkt er seine Zweige, die, wieder Wurzeln im mütterlichen Boden schlagend, zu Stämmen werden, neue Kronen wölben und neue Senker verbreiten.

„Und so zerrissen ward das Leben; die Völker, in Zwist auseinandergetrieben, verbreiten ihre fortwurzelnden Geschlechter über die Erde.

„Und so zerrissen ward die erste Einheit des Glaubens und der Sprache. Wohin die Aeste der Urerkenntniß geschleudert wurden, trieben sie neue Stämme. Aber verschieden brachen sich in den Hallen derselben die Strahlen des Himmels, verschieden ward die flüsternde Stimme der Gottheit vernommen: die Sprechenden verstehen sich nicht, und die Anbetenden hassen einander."

4. Offenbarung.

Eine so sinnreiche Mythe des Alterthums, die gleich einer Prophezeiung nach Jahrtausenden noch in der Wirklichkeit des Völkerlebens — im Bananenbaum der Weltgeschichte sich erfüllt, fordert nicht blos zu ernster Betrachtung auf, sondern rechtfertigt auch die zwei Hauptrichtungen unserer wissenschaftlichen Gegenwart, an welchen unsere Christgläubigen und so manche ängstliche Gemüther Anstoß und Zweifel nehmen.

Ungeachtet des ersten Schöpferwortes: „Es werde Licht!" liegen doch die Anfänge der Wesen und Erscheinungen der Welt, auch die unter unsern Augen vorgehenden,

überall im Dunkel. Die Naturforscher folgen mithin nur dem frühesten Schöpfungswort, wenn sie bis in die Tiefen der Erde das Licht suchen, das auch in der noch fortdauernden Schöpfung werden soll.

Sodann aber ging die schaffende Macht nicht blos nach mosaischer Ansicht vom Wort aus, sondern auch in der altindischen Religionslehre hat Brahma das den Indiern heilige und verbotene Wort: Oum — Amen, Es werde! — gesprochen, und mit diesem Lautwerden seiner ewig schweigsamen Gottheit entstand die Welt. Und selbst eins der Evangelien des Christenthums beginnt mit dem Ausspruch: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott."

Ist es nun unverkennbar die Bestimmung der Menschheit, die Schöpfung Gottes im Bereiche des geistigen Lebens fortzusetzen, so liegt hier noch in besonderm Sinn die schaffende Macht — im Wort. Das Wort, gesprochen oder geschrieben, ist das Schöpfungsmittel — bildet die Atome der Geschichte.

Das Wort aber, mit welchem es Licht werden sollte, ist durch Schuld oder Misgeschick der Menschen, schon bei ihrem ersten Auszug ins Gebiet der Geschichte, in entzweiendes Misverständniß gerathen. Alle Geschichtsforschung beginnt daher mit der Prüfung des Wortes, mit der Ergründung und dem Einverständniß der Völkersprachen als den auseinanderlaufenden Wurzeln einer Ursprache.

Und mit diesem Anspruch tritt heute die kritische Theo logie der dogmatischen entgegen, die zumeist in den ent-

zweiten Priesterschaften der Nationen jenem alten Verhängniß verfallen ist: „Die Anbetenden hassen einander.“

Hier aber betreten wir gleich die Stelle, wo die Naturforscher und die Geschichtsforscher geschiedene Wege nehmen. Jene suchen das Licht auf, das gebunden in der ersten Schöpfung liegt; diese gehen dem Wort nach, durch welches das Licht des Geistes entbunden wird. Unbekümmert umeinander dienen aber beide — die Priester der Schöpfung wie die der Erlösung — einer gemeinsamen Offenbarung.

Und welche wäre dies?

Die Naturforscher, wenn sie mit einem an sich großartigen Gedanken die Welt aus dem zu einem Feuerball verdichteten Aether entstehen lassen, gehen doch, auch mit einer Hypothese, nicht über den Stoff hinaus, selbst wenn solcher, wie der Aether, unnachweisbar ist. Hierbei bleibt jedoch die auch von Lotze erhobene Frage übrig, was denn diesen ruhigen, ins Unendliche ausgespannten Aether zuerst in Bewegung gesetzt habe, sich zu ballen, in einer unermeßlichen Feuerkugel sich nach einer bestimmten Richtung umzuschwingen, sodaß von dem Umkreis derselben ein Planet nach dem andern abgeschleudert, sich in Kugelgestalt formte.

Und nun freilich nimmt im Laufe von Millionen Jahren, über die kein Kalender Nachweis gibt, der Feuerball unsers Planeten eine sich immer tiefer abkühlende Kruste an, Wasser und Luft scheiden sich vom festen Lande; die Elemente der Erde suchen einander nach Wahlverwandtschaft, verbinden sich unter Kämpfen und bringen Pflanzen

und Thiere hervor, immer vollkommener und individueller, bis zum Menschen, in dessen Seele Vernunft aufblüht und im Wort der Sprache laut wird, — das späte nun forttönende Echo des ersten Schöpferwortes.

Und mit diesem Echo fragt die Vernunft über den geballten Stoff hinaus nach etwas, was den ruhigen Aether in Bewegung setzte, nach dem schaffenden Wort, das auf einen Willen deutet, der mit dem „Es werde!" eine Welt hervorrief.

Denn in der tiefsten Seele des Menschen liegt das Vorgefühl, über das man sich klar machen muß, daß alles in der Welt, daß Natur und Geschichte erst begreiflich werden und Bedeutung gewinnen, wenn sie in Verbindung mit einem lebendigen Geiste und seiner waltenden Thätigkeit gedacht werden. Nur aus der Ueberzeugung von einer lebendigen Gottheit und ihrer Verbindung mit persönlichen, von ihr geschaffenen Geistern erkennen wir den Dingen eine Wirklichkeit zu und entspringt für uns die Urquelle der Wahrheit.

Dies also wäre die Offenbarung, nach der wir vorhin fragten.

Ist nun das Walten Gottes nur als von Ewigkeit her- und ins Ewige hin zu denken, so ist die Geschichte in ihrer Bedeutung als Fortsetzung der Schöpfung nicht zu verkennen. Sie eröffnet ein Reich höherer Offenbarungen, die uns zugleich dadurch verständlicher werden, daß statt der Atome in der Natur — menschliche Seelen in Mitwirksamkeit bei dem Schaffen gezogen sind.

So mögen wir die Geschichte als die jüngere, aber einsichtsvollere Tochter betrachten, mit der — sozusagen — die Gottheit sich verständlicher für uns unterhält, neben der ältern Natur, die nach gemessener Hausordnung die materielle Wirthschaft besorgt. Beide erinnern so an die biblischen Schwestern Martha und Maria in jenem Hause zu Bethanien, wo Jesus so gern und vertraulich einkehrte. Und wirklich, wenn man heute die Naturforscher und die Güterschaffer für das Alltagsleben so beeifert sieht, den Kreis ihrer Mitarbeiter, oft unter Geringschätzung der moralischen Wissenschaften, zu erweitern, wird man lebhaft an jene Beschwerde Martha's erinnert, als sie zu Jesus sagte: „Kannst du so zusehen, Rabbi, daß die Schwester mich allein aufwarten läßt, und sagst ihr nicht, daß sie mit zugreife?"

Sollen wir uns nun darüber verständigen, was im Leben der Völker und des einzelnen schon Offenbarung sei, oder wie sie geschehe, so bewegt sich unsere Vorstellung zwischen zwei Extremen.

Neue Wahrheiten, die durch Anbau menschlichen Wissens, durch Kreuzung vielseitiger Forschungen und ihrer Ergebnisse auf dem Wege logischen Denkens gefunden werden, können eigentlich nicht geoffenbart heißen. Sie waren blos noch unerkannt und wurden nur erst entdeckt, — erschlossen. Offenbarung deutet auf höhere Mittheilungen, auf Eröffnung aus dem Uebersinnlichen an das verlassene, bedürftige Menschendasein.

Hinsichtlich solcher Mittheilungen gehen wir aber nicht bis zur dogmatischen Annahme, daß die höchsten Offenbarungen, die in frühern Zeiten unserm Geschlecht, oft zu dessen Rettung, zutheil geworden sind, durch absonderliche Sendboten Gottes, durch Legaten ad hoc, oder durch die Gottheit selbst in menschlicher Erscheinung stattgefunden hätten.

Dieser Glaube herrschte durchgehends in der Vorwelt, und wenig Völker, die nicht auch ihre heiligen Schriften oder Mythen darüber gehabt hätten! In Altindien haben sich diese Awataras oder Menschwerdungen Gottes sogar mehrfach wiederholt.

Versetzen wir uns, um diese im Alterthum so verbreitete Anschauung zu begreifen, in einen Zustand des Völkerlebens, in welchem das Göttliche, das in der Welt und am vernehmlichsten in der Menschenseele waltet, noch nicht in seiner unbedingten Uebersinnlichkeit, sondern nur in concreten, sinnefälligen Erscheinungen aufgefaßt wird. Zuerst erkennt es der Wilde in Naturerscheinungen und Kräften, — im Sturm, im Brausen des Meeres, in einem befruchtenden Strom, in der Sonne, ja in nützlichen oder bedrohlichen Thieren, und betet es in diesen Gestalten an.

Auf höherer Stufe humaner Bildung wird das Göttliche in menschlichen Gestalten der Allmacht, der Güte, der Schönheit oder der schaffenden Naturkräfte dargestellt. Endlich erscheint die Gottheit unmittelbar, — im Alten Testament ohne Gestalt in einem feurigen Dornbusch, in

den Wolken des Berges Sinai, oder in Träumen der Patriarchen und der Propheten — oder, wie bei den Indiern, in lebender, handelnder Menschengestalt, und man erkennt den Gott an den neuen Offenbarungen, die noch kein anderer Mensch verkündigt hatte.

Merkwürdig ist dabei die ebenso alte Ansicht, daß die Sündhaftigkeit unsers Geschlechts nur von der Gottheit selbst in menschlicher Gestalt gesühnt oder getilgt werden könnte. Dies wahrscheinlich, weil die Sünde oder das Böse durch menschliche Schuld in die Welt gekommen sei. —

Die altindischen Gottmenschen schon leiden und sterben als Heilande ihres Volks. Dort hatte dieser Glaube aber mehr innere Folgerichtigkeit mit seinen Voraussetzungen als anderswo. Wie nämlich schon oben angedeutet, war das Böse durch die geheimnißvolle Selbstentzweiung der schaffenden Gottheit in die Welt gekommen. Die Gottheit war nun durch die Menschen, als durch Theile ihrer selbst, des begangenen Bösen mit theilhaftig geworden. In ihr lag aber zugleich ein erlösendes Princip, und Wischnu, die zweite Person in der Trimurti — der indischen Dreieinigkeit, tritt als rettender Gottmensch hervor und führt durch seinen Leidenstod die Menschen zu Gott zurück. Ja, nach dieser pantheistischen Lehre ergänzt sich durch Erlösung die Gottheit wieder, die in der Schöpfung sich aus Liebe getheilt hat, und Wischnu genoß daher bei den Gläubigen einer höhern Andacht als Brahma selbst, sodaß mehr vom Heiland als von Gott die fromme Rede war.

So früh schon bewegt sich unser gottesbedürftiges Geschlecht in immer wiederkehrenden Kreisen des suchenden Herzens!

Wir nun aber, bestrebt, das unbegreifliche Wesen, das die Welt in sich trägt, in reiner Uebersinnlichkeit zu fassen, müssen uns ein für allemal über die menschliche Gestalt erheben, die das Grenzenlosunendliche so wenig umkleiden kann, als der stille Ocean sich in einen Eimer schöpfen läßt, oder — nach einem Ausdrucke Spinoza's — als der mathematische Kreis die Natur des Quadrats annehmen kann.

Indem wir aber, ebenso ein für allemal, an den Offenbarungen des Göttlichen in Natur und Geschichte festhalten, begegnen wir über die Wege solcher Offenbarungen zwei verschiedenen Ansichten.

Die mit Vernunft Forschenden geben zu, daß Gott sich in der Geschichte offenbare, namentlich in den Schicksalen unsers Geschlechts. Schon das Wort Schicksal, oder Schickung, deutet ihnen auf eine Macht hin, von der es komme. Aber, wie in der Natur, so sei auch in der Menschheit alle Fülle der Kräfte zu ihrer eigenthümlichen Entwickelung und Bestimmung gleich in ihren Ursprung aus einer göttlichen Idee gelegt. Alle Wahrheit, Schönheit und Güte, alles Große, Edle und Herrliche im Leben der Völker, mannichfach und wechselnd in der Erscheinung, seien allerdings Offenbarungen der Gottheit, seien eben das erkennbare Göttliche selbst; sie kämen aber aus der unergründlichen Tiefe der Menschheit und in menschlicher Beschränkung hervor. Auch die Verkündiger neuer religiöser

Wahrheiten müßten — wenn auch als bevorzugte Werkzeuge der Vorsehung — doch gleich andern Genien menschlicher Begabung für bloße Menschen angesehen werden, die dann freilich oft aus staunender und gehobener Anerkennung als höhere Naturen verehrt würden. Und allerdings seien es oft Männer von zarterer und tieferer Organisation, früher klar und berufen, das auszusprechen, was zeitig in der Zeit und als Heilsbedürfniß erkennbar in dunkler Seele der Menschen liege.

Hiermit geben sich aber lebhaft religiöse Menschen nicht zufrieden. — — Gut! sagen sie, ist die Menschheit im ganzen mit ihren Anlagen und Zielen eine göttliche Idee, so fragen wir doch, wie denn solche Idee zur Ausführung komme? Es würde unser Gemüth weniger befriedigen, zu denken, sie erwüchse wie die Pflanze aus ihrem dunkeln Keim. Denn wenn diese ihre Nahrung und Substanz aus dem umgebenden Boden zieht, so nehmen die Menschen doch aus der Natur nur die Mittel und Werkzeuge für eigene Zwecke und nach ihrem Eigenwillen. Und wie soll alsdann durch den tausendfältigen Eigenwillen aufeinanderfolgender Generationen roher und gebildeter Zeitalter eine göttliche Idee in großer Harmonie zur Ausführung kommen ohne fortwährende Leitung der Gottheit?

Hiermit — fahren unsere Religiösen fort — stimmt denn auch die andere Ansicht, die wir uns gefallen lassen, überein, daß die Geschichte ein Fortbau der Schöpfung sei. Sind denn aber nicht bewußte Persönlichkeiten als die Arbeiter angestellt, mit denen der große Werkmeister

in lebendigen Verkehr treten muß? Und kommt denn das Große wie das Kleine in der Weltgeschichte nicht überall durch Einzelmenschen, in weiter oder enger Mitwirksamkeit, zu Stande und bedarf mithin der Eingebungen Gottes auch an die einzelne Seele der Menschheit? Ein edles Wort unsers großen Historikers Ranke erkennt wenigstens das Bedürfniß solcher Beziehungen von seiten der handelnden Menschen an, wenn er in seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" sagt:

„Wie es überhaupt keine menschliche Thätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutung geben wird, die nicht in einer tiefern, mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte, so läßt sich eine große, des Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht unaufhörlich von religiösen Ideen erhoben und geleitet werde."

Zu dieser erhebenden, echt religiösen Ansicht eines noch lebenden deutschen Historikers findet sich allerdings noch die viel ältere eines lateinischen Kirchenvaters. Sie dient, beide Ansichten zu versöhnen, indem sie zugleich auf eine Gesetzmäßigkeit in der Reihenfolge der Offenbarungen Gottes in der Weltgeschichte hinweist.

Tertullian, ein zu Anfang des 3. christlichen Jahrhunderts zum Presbyter in Karthago berufener heidnischer Sachwalter, spricht sich dahin aus:

„Die Offenbarung ist immerwährend. Gott offenbart sich nicht nur einmal in einem gegebenen Augenblick.

Einer göttlichen Eingebung bedarf der Mensch in seinem Fall. Diese Eingebung führt die Menschheit von der Welt Anfang bis zum letzten Tage. Aber die Wahrheit wird den Menschen fortwährend nach der Zeit mitgetheilt. Schon die Natur zeigt uns, wie alles nach und nach entsteht und sich entfaltet. Die Erde empfängt ein Samenkorn, und dies treibt ein Stämmchen, das zur Staude wird. Bald wachsen Zweiglein und Blätter und erwachsen zu einem Baum; die Knospe schwillt und entfaltet die Blüte; diese bringt eine Frucht hervor, die, anfangs auch ungestaltet und geschmacklos, in der Zeitigung Süße und eigenthümlichen Geschmack erlangt. — So bildet die Natur die Erziehung der Menschheit vor. Ein ungebildetes Volk fängt damit an, Gott zu fürchten. Das Gesetz und die Propheten entwickelten diesen ersten Keim, — es ist die Kindheit des menschlichen Geschlechts. Das Evangelium erweiterte diese Erziehung, als die Menschheit ihr Jugendalter erreicht hatte, und der Paraklet wird im reifen Alter derselben vollenden, was Jesus begonnen hat." —

Diese letzte Aeußerung wird unsern ausschließend Christlichen wenig tröstlich erscheinen, zumal sie das biblische Wort Paraklet mit „Tröster" übersetzen. Es bedeutet eigentlich aber einen „Sachwalter", und in solcher Bedeutung der Verheißung erscheint jede große kirchliche Bewegung bedeutsam; sie weist auf einen Knotenpunkt der Entwickelung, der oft, wie ja ebenwol im Alterswechsel des Menschen, von bedenklichen Leiden begleitet ist. Daher möchte mancher vielleicht in der bildlichen Sprache Ter-

tullian's fragen, ob etwa dieser Herbststurm, der an den falb gewordenen Blättern der biblischen Schriften rüttelt, eine Frühlingsankunft des Paraklet erwarten lasse.

Zusagend ist es uns, daß Tertullian's Ausspruch den Begriff von auserwählten Völkern und von einer ganz absonderlichen, aller Gesetzmäßigkeit entzogenen Veranstaltung des Christenthums ausschließt.

Dafür schließt sich aber der Kirchenvater hinwieder unsern Gläubigen insofern inniger an, als er das Gottesbewußtsein in den Tiefen der Seele hochhält und, der weltlichen Philosophie abgeneigt, wie er in seinem Leben war, die Bedürfnisse des Herzens überall geltend machte.

Denn allerdings bilden die Bedürfnisse, die Ahnungen und — um das fremde Wort zu gebrauchen — die Divinationen des menschlichen Gemüths ein Urgegebenes, auf welchem der forschende Geist, die urtheilende Vernunft fortzubauen nicht abweisen darf. — Nur freilich unterscheiden wir bei diesem Anspruch des Gemüths die ursprünglichen Eingebungen desselben von den von außen her aufgenommenen Ueberzeugungen. Wenn darum ein gläubiges Herz seine Beruhigung in einem kirchlichen Dogma findet, darf es der Vernunft nicht wehren wollen, solche aus der Geschichte erwachsene Lehre zu prüfen, inwieweit sie vielleicht in einem menschlichen Irrthum oder Misverständniß wurzele. — —

5. Gottheit.

Während wir aber von den Offenbarungen des Göttlichen in Natur und Geschichte und von den Wegen reden, auf denen der ewig unergründliche Geist sich zu erkennen gebe, haben wir mit der uns innewohnenden Ueberzeugung von der Existenz einer Gottheit uns vor allem über das menschlich faßbare Wesen derselben zu verständigen. Auch die Vorstellung, die man sich von dem an sich Unerfaßlichen gemacht hat, unterlag einer historischen Entwickelung selbst bis dahin, daß man den Fanatismus aufgab, einen unkirchlichen Aberglauben als gottbeleidigend mit Feuer und Schwert zu verfolgen, indem man endlich doch zur Erkenntniß gelangte, daß es bei einem — nicht zu sagen wahren, aber würdigen Begriffe nicht um Gott, sondern um den Menschen gilt.

Die frühesten Geschlechter der Menschen, wenn wir sie uns außerhalb des Mosaischen Paradieses denken, sind begreiflicherweise nicht durch Betrachtung und Nachdenken dazu gelangt, die leuchtende Ordnung, die allmächtige Vernunft, die innerhalb des Weltalls herrscht, auch nur im allgemeinsten zu erkennen und daraus die Ahnung eines schaffenden und erhaltenden Geistes zu fassen. Daß dagegen die Natur im ganzen mit ihren erhaltenden und vernichtenden Kräften und Erscheinungen den Menschen bei seinem frühesten Erwachen ergreifen, überwältigen und in seiner Ahnung einer allwaltenden Uebermacht niederbeugen

mußte, läßt sich begreifen. Die erste Offenbarung fällt also dämmernd und ängstlich in die trübe Seele des Menschen. Seine Religion ist Naturdienst, und indem er nach dem Träger der Obmacht umhersucht, wird das kindliche Herz des sinnlichen Menschen besonders vom Anblick einer wundersam gestalteten, geheimnißvoll bewegten Thierwelt ergriffen. Die auffallenden Kräfte wohlthätiger oder verderblicher Natur erscheinen ihm als Finger des großen Geistes, der in den Kräften waltet und sich durch das Regelmäßige, Bestimmte, Nothwendige im Thun der Thiere als waltendes Gesetz der Natur offenbart. Er betet an und opfert.

Es bezeichnet schon eine höhere Erleuchtung, wenn die Gedanken des Menschen sich nach dem Licht in der Natur erheben, — nach dem Tageslicht der Sonne, zum nächtlichen Heer leuchtender Gestirne und wenn er im Blitz einen Blick der Gottheit erkennt. Seine Anbetung wendet sich nach oben und sucht den Sitz seiner Götter über den Wolken. In seiner Wohnung erkennt er im Feuer eine göttliche Macht.

Wir sehen mitleidig auf diesen Zustand, auf diese Anfänge unsers Geschlechts zurück. Verdammen wir aber die Ahnung, die Anbetung des Wilden nicht, der in unverstandenen, übermächtigen Naturerscheinungen den unbegreiflichen Geist äußerlich fassen will, dem wir nur innerlich uns zu nahen suchen. Auch wer ihn in menschlicher Gestalt anbeten will, greift ja nur nach einer höhern Stufe der Geschöpfe. Nein, auch mit unsern geläutertsten

Begriffen von Gott bleiben wir dem Verständniß seines Wesens unendlich fern. Wir erhöhen nur das Göttliche in uns selbst durch die menschenwürdigsten Vorstellungen, die wir uns von der Gottheit bilden und an denen wir uns selbst für das handelnde Leben veredeln. Nur innerlich können wir uns ihr nahen und äußerlich nur durch unser Leben sie verherrlichen.

Dabei bleibt immer doch die Voraussetzung eines lebendigen, persönlichen Gottes das Höchste, was wir für das Bedürfniß unsers Gemüths im Glauben und Handeln erreichen. Denn wenn uns die Vernunft nöthigt, die Unerschöpflichkeit der wirklichen Dinge in der Welt auf einen Urgrund zurückzuführen, so befriedigt uns als solcher weder ein Gesetz, noch eine Idee, oder eine Weltordnung, sondern nur ein Wesen, ein Geist, der sich selbst besitzt und für sich ist, nicht eine Substanz, die sich blind aus Trieb entwickelte.

Wir erläutern uns diese vielfach angefochtene Vorstellung durch folgende Betrachtung aus Lotze's „Mikrokosmos":

„Wenn gegen die Persönlichkeit Gottes eingewendet wird, solche könne nicht ohne widerstreitende Schranken seines Wesens — wie ja überhaupt kein Ich ohne Nicht-Ich — gedacht werden, so vergessen wir, daß Gott ein Ich war vor der Schöpfung, ehe es noch ein Nicht-Ich gab, ohne das nun wir uns kein Ich vorstellen können. Jedes Gefühl der Lust und Unlust, jede Art des Selbstgenusses enthält für uns den Urgrund der Persönlichkeit, jenes un-

mittelbare Fürsichsein, das alle spätere Entwickelung des Selbstbewußtseins durch Gegensätze und Vergleichungen für uns denkbar machen, nicht aber erst erzeugen kann.

„Der endliche Geist des Menschen mit seinem matten Abglanz der vollen Persönlichkeit, die nur dem unendlichen Geist zukommt, ist so gestellt, daß sein inneres Leben durch allmählich an ihn herantretende und reizende Nicht-Iche geweckt wird. Nun aber kann der Sehnsucht seines Gemüths nach der Wirklichkeit des Höchsten, was es ahnt, nur Persönlichkeit als die Gestalt seines Daseins genügen, und so ist ihm lebendige, sich selbst besitzende und genießende Ichheit die einzige Vorbedingung alles Guten und aller Güter der Welt. Darum erkennen wir in dem unendlichen Wesen eine Persönlichkeit, die in ihren Zuständen und Handlungen keinen Gegenstand des Leidens und kein Gesetz ihres Wirkens findet, — nichts, was nicht aus ihrer Natur erklärlich wäre. So dürfen wir auch die ethischen Vollkommenheiten, die wir Gott beilegen, seine Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Güte u. dgl. nicht als außer ihm bestehend und von ihm nur im höchsten Sinn geübt vorstellen, sondern sie sind sein Wesen, keine Richtschnur seines Handelns. Das Reich der Wahrheit besteht nicht vor oder außer ihm, sondern in ihm. Gott ist gut, nicht weil er das Gute befolgt, sondern dies eben ist gut, weil es von ihm kommt."

Wir schließen diese Betrachtung über den Anfang der Geschichte mit einem Gedanken Kant's, der in der mora-

lischen Ordnung der Welt ein ähnliches Gesetz erblickt, wie Newton es in der physischen gefunden.

In seinen „Träumen eines Geistersehers" sagt er:

„Die sittlichen Antriebe, sich nach anderer Wohl zu richten, die uns oft über den Eigennutz fortreißen, das starke Gesetz der Schuldigkeit und das schwächere der Güte, die Aufopferung von uns fordern, machen uns abhängig von der Regel eines allgemeinen Willens und weisen auf eine moralische Einheit in der Welt für alle denkenden Naturen. Es gleicht einigermaßen dem Newton'schen Gesetz der Gravitation, der Anziehung in der materiellen Welt. So erscheint das sittliche Gefühl als die empfundene Abhängigkeit des Privatwillens vom allgemeinen Willen, als allgemeine Wechselwirkung, durch welche die immaterielle Welt ihre sittliche Einheit erhält. In diesem Betracht scheinen die Unregelmäßigkeiten mehrentheils zu verschwinden, die sonst beim Widerspruch der moralischen und physischen Verhältnisse der Menschen so befremdlich in die Augen fallen. Alle Moralität der Handlungen kann nach der Ordnung der Natur niemals ihre vollständige Wirkung im leiblichen Leben des Menschen haben, wohl aber in der Geisterwelt nach pneumatischen Gesetzen. Wahre Absichten, geheime Beweggründe fruchtloser Bestrebungen, der Sieg über sich selbst oder auch Tücke und Heuchelei sind mehrentheils für den physischen Erfolg im körperlichen Zustande verloren, würden aber in der immateriellen Welt als fruchtbare Gründe angesehen werden müssen und in Ansehung ihrer nach pneumatischen Gesetzen — zufolge der

Verknüpfung des Privat- und des allgemeinen Willens, d. h. der Einheit der Geisterwelt — eine der sittlichen Beschaffenheit der freien Willkür angemessene Wirkung üben oder empfangen. So würde es geschehen, daß die Seele des Menschen schon in diesem Leben nach dem sittlichen Zustande ihre Stelle unter den geistigen Substanzen des Universums einnehmen müßte, sowie nach den Gesetzen der Bewegung die Materien des Weltraums sich in solche Ordnung gegeneinandersetzen, die ihren Körperkräften gemäß ist. Wenn dann endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben würde, so würde das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung sein, in der sie schon in diesem Leben gestanden war, und die gesammten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würden sich dort in den Wirkungen wiederfinden, die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat." —

6. Priester.

Es ist ein fragliches Räthsel der Weltgeschichte, daß in der menschheitlichen Entwickelung ganze Völker, ja halbe Welttheile zurückbleiben. Sie stellen in der Geschichte jene Gebirgsmassen der Natur vor, die zwischen angebauten und fruchtbaren Erdstrichen felsenkahl hinziehen oder auch streckenweise in leichter Bodenkrume eine naturwüchsige Vegetation tragen.

Die Entwickelung der Menschheit geht bei verschiedenen Völkern, unverkennbar unter dem Einfluß der Naturverhältnisse, in getheilter Arbeit vor sich, indem hier die eine, dort die andere Seite des menschlichen Wesens angeregt, begünstigt, allmählich ausgewirkt wird und glänzend für sich, fördernd für die Welt hervortritt.

Merkwürdigerweise finden wir die frühesten Religionssysteme gerade unter den ältesten Völkern, in Indien und Aegypten, ausgebildet, vielleicht schon weil dort eben für den paradiesischen Baum der Erkenntniß das rechte Klima herrschte. Es war ein wunderbarer Uebergangsproceß, indem die Naturkräfte sich zu lebendigen Gottheiten personificirten und die natürliche Wirklichkeit der Dinge in Mythen eine geistige Verklärung suchte.

Als die Vermittler bei dieser Wandlung tritt eine mächtige Priesterschaft auf — die Träger und Inhaber des im menschheitlichen Leben zuerst ausgestrahlten Priesterthums. Dies frühe Priesterthum stellt für die Geschichte jene erste Gebirgserhebung in der Natur vor, — es selbst einem obherrschenden Gebirge vergleichbar, über dessen Scheitel die Sterne des Himmels ziehen, aus verschlossener Tiefe die Bausteine der Glaubenslehre gebrochen werden und die trinkbaren Quellen, die rieselnden Bäche fließen, an denen die Gläubigen sich niederlassen.

Hier dürfen wir wol der vorbildlichen Entwickelung des Priesterthums im religiösen Leben der Völker bis in unsere Zeit eine flüchtige Betrachtung widmen.

Bei den ältesten Völkern ist die Priesterkaste immer die

edelste und mächtigste. Und begreiflich mußten, wenn auch die Macht langsam zuwuchs, doch gerade die edelsten Geister träumender Menschenstämme am frühesten zum Nachdenken und zur Erkenntniß über den Inhalt dessen gelangen, was alle Herzen mit Ahnung des Göttlichen ängstigte oder erhob. Es waren Priester, Propheten in reinster Bedeutung. Mit Ernst und Strenge beschaulich in ihr Innerstes gekehrt, fanden sie in tiefem, ruhigem Gemüth das Abbild der Gottheit in klaren und reinern Zügen, als es der Menge auf dem ewig bewegten Meere der Sinnenwelt in wilden, oft fratzenhaften Umrissen vorkommt.

Einsicht und Handeln der Priester kam also aus ihrem innersten Selbst durch jene Offenbarung, von welcher auch Jesus sagt: „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen!" Sie allein waren die Freien, die Selbstschauenden, Sichselbstbestimmenden. Indem sie nun aber die Führung und Bestimmung des Volks übernahmen, hatten sie es mit einer Masse zu thun, die nicht sogleich von innen konnte geweckt, sondern von außen mußte genöthigt werden. Lehrsatz und Lebensvorschrift waren erforderlich; jedoch nur unter unbedingt göttlichem Ansehen, nämlich als von außen geoffenbart, waren sie geltend zu machen. So tritt die für sich freie Priesterschaft für die andern in das Verhältniß zwingender Nothwendigkeit; sie ward eine zweite Natur, nach unbedingten Gesetzen waltend.

Dies ist die gesegnete Periode des Priesterthums bei einem Volke. Die Macht desselben bändigt und zähmt den Willen roher, brutaler Geschlechter; religiöse Bauten und

Gebräuche beschäftigen die Phantasie, und die oft kleinlichen Beschränkungen des täglichen Lebens durch religiöse Satzungen unterhalten das Gefühl eines beständigen Zusammenhangs des irdischen Daseins mit einer übersinnlichen Weltordnung. —

Nur allmählich aber und langsam wird ein Volk zur geistigen Freiheit herangebildet. Denn die reifende Generation wird immer wieder von einer unmündigen abgelöst, und die Errungenschaft der Sterbenden an Besonnenheit und Sitte werden von dem jungen wilden Blut der Erbenden verschmäht oder rasch vergeudet. Ueberhaupt bleibt die Menge zu faul zur Selbstbestimmung, zu froh, bestimmt zu werden. Diese Dauer, da die Priester ihre Herrschaft nicht niederlegen dürfen, ist eben lang genug, um ihnen solche so angenehm zu machen, daß sie dieselbe nicht mehr niederlegen wollen.

Denn inzwischen ist auch der edle Stamm der echten Priester ausgegangen; die Kaste hat sich unter den Familienvortheilen des Amtes erweitert, und unter den Zugewachsenen sind viele, die nicht mehr die religiöse Weisheit und die daran geknüpfte weltliche Wissenschaft frisch in sich erwecken, sondern nur den Kasten- oder Kirchenschatz als Erbgut oder als Fideicommiß — als Glaubensgut — übernehmen können. Das Priesterthum ist keine Quelle mehr, sondern eine Cisterne geworden. Und so ist die Priesterschaft selbst im ganzen nicht mehr frei und sich selbst bestimmend, sondern nach Abstufung ihrer Einweihung in die Geheimnisse des Amtes ihren eigenen Satzungen

dienstbar geworden, die sie zur Führung des Volks aufrecht bewahren müssen. Sie halten streng über der angeerbten Wissenschaft, durch die sie selbst bestehen, und schließen daher die Schule für Glauben und Wissen oder für das Wissen um des Glaubens willen in den Vorhof des Tempels ab.

Dieser Zustand religiöser und geistiger Unfreiheit dauert dann, bis endlich ein Paraklet von Reformator, ein Sachwalter des ewigen Rechts freier Forschung nach Wahrheit, das Eigenthum der Seelen zurückfordert, und die oft blutigen Kämpfe, die daraus entstanden, machen einen großen Theil der Weltgeschichte aus.

Denn wie einst unter der Entwickelung unsers Planeten die Sonne hervortrat, um seine Ausbildung zu regeln, so finden wir gerade bei den ältesten Völkern der Vorwelt, am Ursprung aller menschlichen Cultur, als die erweckende, ordnende und befruchtende Sonne der ersten Gesittung mit mächtigstem Einfluß — die Religion als Ahnung, Gefühl, Furcht oder Erkenntniß einer übersinnlichen Macht. Aber auch um die Sonne der Religion sieht es ziemlich ähnlich aus wie um jene physische des Planetensystems; auch sie hat ihren Kampf mit den Dünsten und Wolken der geistigen Atmosphäre zu bestehen; sie bricht nicht an jedem Tage der Menschheit mit ihrem reinen Licht und ihrer belebenden Wärme hindurch, und sie erscheint nicht selten mit Flecken oder mit „Fackeln". Auch unter dem Einfluß der Religion scheinen die Völker verschiedene Klimate zu bewohnen, wie unter der Sonne des Aequators, der

Wendekreise und der Polarkreise. Sie leben nämlich unter heitern oder trüben Anschauungen, unter fruchtbaren oder unfruchtbaren Empfindungen des Göttlichen und mit rohsinnlicher oder mit geistiger Anbetung der Gottheit.

Die heilige Sage der Hebräer stellt schon an den Anfang der Menschheit, unter den Scheidewall des Paradieses, zwei Altäre — einen mit Opferthieren, den andern mit Früchten des Feldes zur Anbetung der Gottheit belegt, und zwischen beiden führt die Frage, welches dieser Opfer der Gottheit angenehm und welches verworfen sei, zu einem Brudermord.

Diese auf den Namen Moses viel später niedergeschriebene Ueberlieferung weist auf die religiösen Kämpfe hin, die schon in der Vorwelt zwischen verschiedenen Völkern und unter den Glaubensgetrennten eines Volks entbrannt waren. Und haben sie sich nicht fortgewälzt, diese Kämpfe, über Golgatha und über die strahlendste Offenbarung der Einheit von Gottes- und Menschenliebe hinaus? Oder läge vielleicht die zwischen Kain und Abel erhobene Frage heute endlich — zwischen Rom und Trier etwa — beantwortet da?

Und wenn wir in den Geschichten der Vorwelt und der Nachwelt mit Entsetzen und Bewunderung zugleich lesen, was der Mensch um der Wahrheit willen begehen, und was er für sie opfern und leiden kann, so scheint, daß unter den Ausstrahlungen des Göttlichen in der Welt der Strahl des Wahren der mächtigste sei, da weder für

das Schöne noch für das Gute im Völkerleben gleich viel geschehen ist.

Es bleibt daher das bedeutendste Studium in der Geschichte der Menschheit, zu erforschen, wie durch Mitgift und Errungenschaft der Völker das Kapital der Wahrheit sich hier vermehrt, dort wieder vermindert hat.

Diese Aufgabe liegt unsern Betrachtungen eben nicht vor und muthet sich auch dem unvermögenden Verfasser nicht zu; es wird sich aber zeigen, daß es kein Umweg zum See Genezareth ist, wenn wir einen flüchtigen Blick nach dem Fluß Indus werfen, wo schon früh sich ein so reiches und tiefsinniges Religionswesen ausbildete, als der Boden fruchtbar an herrlichen Naturerzeugnissen noch immer für die Welt ist.

7. Vorbilder.

Die Arier, mit diesem Namen als die „Trefflichen" bezeichnet, ein wohlgestaltetes Nomadenvolk, das in frühester Zeit im Quellengebiete des Oxus seine Pferde- und Rinderheerden weidete, hatten sich nachmals in mehrern Stämmen nach dem fruchtbaren Lande am Indus gezogen und traten seitdem in der Geschichte als die Indier oder Hindus auf.

Sie fanden jene Länder aber von einem dunkelfarbigen, verwilderten Geschlecht übervölkert. Es kostete langwierige, blutige Kämpfe, die Eingesessenen zu besiegen, zu verdrängen oder zu unterjochen. Damit brach eine Periode

des Heldenthums an, die in den großen Nationaldichtungen Mahabharata und Ramajana ihre Erinnerungen bis auf die Gegenwart vererbt hat.

Während der jahrhundertelangen Kämpfe der ersten Besitznahme und der nachfolgenden Eroberungen und Ausbreitung — über ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung — ging eine große Veränderung in der Lebensweise, den Sitten und den geistigen Anschauungen des reichbegabten Volks vor sich. Die alte Naturreligion vom Sonnengott Indra war mit dem patriarchalischen Leben, da jeder Familienvater Opfer und Gebete darbrachte, in Vergessenheit gekommen. Eine eigentliche Priesterschaft gab es anfänglich für den einfachen Gottesdienst nicht. Aber eine Schule von Sängern, in welcher die religiösen Lieder und Gebete verfaßt, kunstmäßig eingeübt und in Uebung überliefert wurden, gewann mehr und mehr ein priesterliches Ansehen und steigerte sich darin durch geschickte Auslegung der ältern Gesänge, aus denen sie die Offenbarung und Religionslehre von Brahma und der Weltschöpfung entwickelten.

Das All war hiernach eine Ausströmung des Gottwesens, eine Allgottheit. Brahma ist die Allheit der in der Welt zerstreuten Seelen, die nur Theile Brahma's sind, — bestimmt, sich hier in Gedanken und nach dem wünschenswerthen Tode in Wahrheit mit dem Allgeist zu vereinigen. Denn „wünschenswerth bleibt die Erlösung von aller Existenz, die doch nur Schein ist. Jugend, Schönheit, Reichthum, Macht und Liebe schwinden schnell

dahin. Wie auf dem weiten Ocean Holzstämme einen Augenblick zusammenstoßen und dann weit auseinandergeführt werden, so begegnen sich die Menschen im Leben und trennen sich. Solch ein Leben abzulegen ist also das höchste Glück aller und eine Pflicht des Weisen".

Dieser Religionslehre, die dennoch den Gläubigen vielleicht einige Freude am Leben übriggelassen hätte, waren dann aber die religiösen Lebensvorschriften so angemessen, daß man sie ganz geeignet finden muß, jene Lebensanschauung wahr zu machen.

Ein endloser Ceremonien- und Opferdienst, Gebete und Reinigungen führen und fesseln das Leben. Jede Verrichtung des Tags, jeder Schritt und Ausgang, jede unerwartete Begegnung war unter religiöse Gebote gestellt und durch die Lehre von den Wiedergeburten geängstigt. Alles in der Welt war ja nur ein Ausfluß von Brahma und mußte wieder zu ihm zurückkehren. Aber nur die reine sündenlose Seele kann das Ziel alles Strebens auf Erden — die Seligkeit erlangen, als „Tropfen nämlich in den Ocean Brahma's verfließen".

Da sind nun, nach den heiligen Gesängen der Veda, die Begierden und Leiden — Zorn, Geiz, Irrthum, Neid, Unruhe, Traurigkeit, Zwiespalt, Hunger und Durst, Alter und Krankheit, Herzeleid und Tod die Bewohner unsers Leibes. Wozu jagen wir nach Vergnügungen des Lebens? Alles Sündige muß ja verbüßt werden durch Wiedergeburten der Seelenwanderung. Je nachdem nämlich der Mensch mehr geistig oder materiell gelebt hat, erwartet

ihn beim Tode ein kürzerer oder längerer Weg der Reinigung im Uebergang von niedern zu höhern Stufen der von Brahma ausgeströmten Wesen.

Für die eigentliche Lebensweisheit gelten daher fortwährende Bußübungen, und die strengen Büßer werden als die Weisen über alles und in überschwenglichen Ausdrücken erhoben. — „Wie Duftblüten", heißt es, „auf dem beweglichen Silber des Baches tanzen, wie sie stärkende Wohlgerüche verathmen und ihres Oels Würze wie Goldaugen über die Fluten legen: so die Weisheit, wenn sie mit ihren Tugenden in den Busen des frommen Büßers hinabtaucht und ihre heiligen Sprüche stärkend in die Falten des Herzens legt. Wie des Lotus reine Lippen die Strahlen des Himmels trinken: so setzt der Weise seinen Mund an den Kelch der Gottheit. Wie die reine Blüte Bandhujava in Begierde lebt, die Strahlen der Sonne zu küssen: so zittert der Weise in Sehnsucht nach dem Anblick des Ewigen, und er erfaßt den Baum der Ewigkeit, wie die gelenke Wasanti den nahen Baum ergreift, sich aufzurichten."

Nicht weniger aber als das religiöse Leben des Volkes durch solche Lehren, war das bürgerliche durch das Kastenwesen gefesselt.

Die aus jener alten Sängergenossenschaft erwachsenen Priester hatten ihre Macht auf das ganze Volksleben ausgedehnt und es unter ein großes Gesetz gebracht. Die alten vielfachen Gesänge — die heiligen Veden — waren

noch immer überlieferungsflüssig, enthielten und ergänzten ihre Dogmen und Lebenslehren und wurden erst später, wahrscheinlich um 700 Jahre vor Christus, zu den heiligen Urkunden der Indier niedergeschrieben.

Als nun durch die neuen Offenbarungen von Brahma die Religiosität des Volkes einen noch höhern Aufschwung nahm, wuchs auch das Ansehen der Brahmanen. Schon bisher im Wetteifer um den Vorrang mit dem Kriegerstamm der Volksfürsten benutzten sie die nach den erschöpfenden Eroberungskämpfen eingetretene Erschlaffung, um sich entschieden über dieselben zu erheben und den ersten Stand einzunehmen.

Das Kastenwesen, schon begründet durch den Sieg eines edlern Geschlechts über eine niedere Menschengattung, wurde nun unter die Offenbarungen Brahma's gestellt. Jeder Stand und Beruf war göttlichen Ursprungs. Die Brahmanen waren aus Brahma's Mund, die Krieger aus seinen Armen, die Erwerbenden aus den Schenkeln und die dienenden Sudra aus seinen Füßen hervorgegangen. Heiligkeit und Weisheit, Macht und Stärke, Gewinn und Reichthum, Dienstbarkeit und Gehorsam war unter diese Klassen vertheilt. Hiernach war jedem Stande seine besondere Lebensweise, die ihm zukommenden Geschäfte, ja Stoff und Form der Kleider, Größe und Beschaffenheit des Handstocks bestimmt. Brahma hat die Lebenslose der Menschen geordnet durch die Geburt innerhalb der Kasten, aus denen keiner loskommen kann. Selbst die Wiedergeburt durch Seelenwanderung bringt jeden immer wieder

zu seinem alten Lebensberuf, ja zu dem frühern Seelenzustande von Bosheit oder Güte, Milde oder Wildheit, Tugend oder Laster zurück, wie die Jahreszeiten immer wieder zu ihren Eigenthümlichkeiten zurückkehren.

Wollte man hierin eine Aehnlichkeit mit der anderweit angenommenen Erbsünde finden, so erschiene bei den Indiern doch auch eine Erbtugend.

Jeder Verstoß gegen diese Weltordnung der Weltseele Brahma galt für die höchste Versündigung des Menschen.

Wir gehen hier nicht tiefer in das noch vielfach verzweigte ältere Religionssystem der Indier ein, sondern fassen nur noch, zum Uebergang in das nächstgefolgte System, eine flüchtige Betrachtung.

Es ist eine weltgeschichtliche Erscheinung, daß die Frömmigkeit eines gläubigen Volkes, die auf Werkheiligkeit begründet ist, sich — wenigstens eine gewisse Zeit hindurch — in der Maße beeifert und steigert, als sie von der Priesterschaft mit Strenge, ja mit Härte betrieben wird. Und allerdings läßt sich denken, daß ein Leisten in Aeußerlichkeiten, an dem man sich mit andern messen kann, die Selbstüberwindung, die es kostet, verbunden mit der Empfindung, etwas Heiliges zu thun, dem Menschen ein gewisses Macht- und Selbstgefühl verleihen.

Wie bedenklich aber dieser Zustand für die Urheber selbst, für die Priesterschaft und ihre Lehre wird, zeigt sich erst, wenn ein zur Erkenntniß der Wahrheit berufener Reformator mit dem Wort der Erlösung hervortritt und die

in ihrem tiefsten Innern doch unbefriedigten Seelen nun gerade mit der Selbständigkeit, die sie durch ihre Frömmigkeit gewonnen haben, sich von der alten Priestermacht losreißen und der neuen Offenbarung folgen.

Dies eben war der Fall unter den Brahmanen, als etwa 600 Jahre vor unserer christlichen Zeitrechnung Buddha als Reformator der Brahmalehre erschien.

Buddha, der Sohn eines der kleinen Volkskönige an den Vorhöhen des Himalajagebirges, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung geboren, erwuchs zu schöner Körpergestalt. Nach flüchtigem Leben der Ueppigkeit und des Genusses wurde er noch als junger Mann — einer Legende nach — auf einer Spazierfahrt von der gleichzeitigen Begegnung eines alten Mannes, eines Kranken, einer Leiche und eines Priesters zum Nachdenken über „die letzten Dinge" des Menschen, sowie über den elenden Zustand des Landvolks gebracht und zu höhern Anschauungen erweckt. Er erhielt von da an den Namen Buddha, der Erleuchtete.

Er entsagte der Krone, schor sein Haupt, entfloh in gelbem Gewande dem Palast und seinen Frauen, um in der Einsamkeit über die Erlösung der unglücklichen Menschen nachzudenken. Davon nannte er sich Sakjamuni, — Einsiedler aus dem Geschlecht Sakja.

Unbefriedigt von den nachgeprüften Lehren der Büßer und Brahmanen, versuchte er selbst, in der Waldeinsamkeit, am Fluß Narandschana, sechs Jahre lang ohne Feuer,

unter härtesten Bußübungen durch anhaltendes Nachdenken zur Wahrheit zu gelangen. Dann trat er als Lehrer und Religionsstifter hervor. In Bettlergestalt, mit einem Topf zum Almosensammeln zog er mit seinen Jüngern von Ort zu Ort, nahm durch Wohlwollen, Sanftmuth und Demuth die Herzen ein und fand großen Anhang. Selbst einzelne Könige begünstigten seine Lehre; zumeist aber wendeten sich ihm die Armen und Niedern zu, Hülfe vor dem Hochmuth der Brahmanen und dem Zwang des Kastenwesens suchend.

Nach zwanzigjährigem Wandern zog er sich wieder in die Stille zurück und starb, ein Achtzigjähriger, unter demselben Feigenbaum (Bodhibaum, Baum der Erkenntniß), wo er zuerst die volle Erleuchtung empfangen hatte, nach wahrscheinlichen Angaben um 543 Jahre vor Christus. Sein Leichnam wurde mit fürstlicher Pracht verbrannt, in goldener Urne verwahrt, nachmals aber unter die acht, in seinem Leben bedeutendsten Städte — als Reliquien — vertheilt.

Wunderthaten wurden ihm erst in spätern Legenden zugeschrieben; auch seine Vergötterung erfolgte erst nach seinem Tode.

Wir gehen hier nicht in die Einzelheiten der buddhistischen Lehren ein, sondern beschränken uns auf den Hauptinhalt derselben, — sozusagen auf seine Bergpredigt, von wo aus wir zugleich einen Ausblick über etliche Jahrhunderte in die Zeit gewinnen, da der Apostel Jakobus

vor dem Tempel in Jerusalem gefragt wurde: Was ist die Wahrheit von Jesu? — —

Buddha war mit jener reinern Gotteserkenntniß, die sich in der Menschenliebe offenbart, aus der Wüste gekommen, — von jener einsamen Beschaulichkeit und Prüfung, in der auch spätere Männer der Vorsehung ihren hohen Beruf erkannten, eine große Völkerheerde weiter zu führen von einer abgeweideten Glaubenssteppe.

Er verwarf den brahmanischen Gotteshimmel, sprach den Veden die ihnen beigelegte Kraft der Heiligung ab, hob den Gottesdienst der Opfer, der Ceremonien und religiösen Reinigungen als nichtiger Werkheiligkeit auf und durchbrach die Kastenordnung, in welcher die Priesterkaste sich der Religionswissenschaft als eines Monopols bemächtigt und der Uebermuth der Fürsten das Volk wie das Sesamkorn behandelt hatten, das nur durch Auspressen Oel gibt. Nur Erkenntniß der Wahrheit und Erfüllung der Pflichten geben einen Vorzug vor Schönheit, Geburt, Stellung und Reichthum im Leben.

Sein sogenanntes „Gutes Gesetz“ — Evangelium — stellte alle Menschen brüderlich gleich und forderte Wohlwollen, Milde und Menschenliebe. Seine Gebote lauteten: „Ertrage Unrecht, Mishandlungen und Beleidigungen anderer mit Geduld und Sanftmuth, ohne zu hassen, ohne zu vergelten oder dich zu rächen; mindere die Leiden deiner Mitmenschen durch Liebe und Barmherzigkeit, durch Wohlthun und brüderliche Gesinnung.“ Alle Werke der Liebe,

wodurch Leid und Elend im Leben gemildert wird, werden hauptsächlich empfohlen: man soll Arme und Kranke pflegen, Reisende und Pilger gastfreundlich aufnehmen, schattende und fruchtbare Bäume nebst heilsamen Kräutern an die Wege pflanzen, Brunnen graben u. dgl.

Von Buddha ging für den Orient der erste Gedanke für Spitäler aus, wie später von dem Christenthum für das Abendland.

Die Erlösung der Menschheit von der Unruhe eines Daseins voller Anstrengung und Absichten, voller Täuschung und Verluste war das Ziel der Buddhalehre und der Weg zur Seligkeit nach Buddha's Weltanschauung.

Doch gerade in seinem Begriff von Seligkeit, mithin von der höchsten Bestimmung unsers Geschlechts, liegt der Grundirrthum seiner Religionslehre, — eine orientalische Befangenheit, die erst später, an der Grenze des Morgen- und des Abendlandes, durch neue, höhere Offenbarungen gelöst werden sollte. Wie denn im Verlaufe der Weltgeschichte gar wohl zu bemerken ist, daß jedes Erlösungswerk in seiner höchsten Blüte einen verborgenen Keim neuer Erlösungsbedürftigkeit entwickelt.

Ueber das hergebrachte Dogma von den „Wiedergeburten" hatte Buddha sich doch nicht erheben können. Es gab aber einen Weg, auf welchem seine Bekenner wenigstens der angstvollen Seelenwanderung dieser Wiedergeburten entgehen konnten, die doch einmal — nach dem Glauben der Indier — in einem frühern Leben verschuldet

waren. „Die Welt der Vielheit ist unwahr, Schmerz und Elend ihr Wesen, Tod und Untergang ihre Bestimmung." Mit dieser Betrachtung kann der Mensch aber durch Bezähmung der Triebe und Begierden, der Wünsche und Gelüste, der Leidenschaften und sinnlichen Erregungen, durch Ertödtung der Empfindungen und Vorstellungen die Seele von den Dingen der Außenwelt befreien und so zum Heil des Nirvana gelangen, — der Seligkeit des Nichtseins, wo von den Elementen des Daseins nichts übrigbleibt und mit der Körpergestalt, mit dem Gefühl, den Gedanken und der Erkenntniß alles Persönliche aufhört.

Diese Auflösung im Nirvana ward von den einen, die unser Wesen für stoffartig hielten, als gänzliche Vernichtung, von andern, die in unserm Lebensprincip einen Theil der Weltseele erkannten, als Rückkehr zum Urquell angesehen. An alle lautete aber der Ruf zur Seligkeit: „Der Strom des Lebens rauscht der Vernichtung zu, und zuletzt wird alles, wie es im Anfang war!"

So alteingepflanzt bei den Indiern aber auch solche trübselige Anschauungen waren und vielleicht in den Lebensverhältnissen wurzelten, läßt sich doch denken, daß ein so begabtes Volk, das sich nach Erlösung sehnte, durch diesen Grundirrthum über das so geheimnißvolle Verhältniß von Geist und Materie sich auf die Dauer nicht befriedigt fand, und unverkennbar führte derselbe die nachfolgende Ausartung der sittlich so hochgehaltenen Lehre Buddha's herbei. Diese Ausartung erweiterte sich mit der Ausbreitung des neuen Glaubens, die reißend und ins Erstaunliche vor sich ging.

Eine so neue Lehre von der Gleichheit aller Menschen und Völker für Zeit und Ewigkeit kündigte sich als eine Weltreligion an und eroberte — ungefördert, aber nicht unverfolgt von äußerer Gewalt — durch ihre eigene innere Macht die nachbarlichen Länder in einer Weise, wie es sich erst in spätern Jahrhunderten, durch das Christenthum, im Abendlande wiederholte. Alles eilte der Heilslehre des „Guten Gesetzes" zu, das denn auch in den nächsten Jahrhunderten nach und nach die Indier und Chinesen, die Malaien und Mongolen unter dem gleichen Bekenntniß zu Buddha verband.

Eine merkwürdige Erscheinung wiederholt sich im religiösen Leben der Völker und gibt sich dadurch als verhängnißvoll zu erkennen.

So rührend nämlich und rühmlich auch der Zug des menschlichen Herzens ist, wenn es seiner Dankbarkeit für eine Offenbarung, in der es sich gerettet und beseligt fühlt, nur durch Verherrlichung und Anbetung des Verkündigers derselben genugthun kann: so pflegt doch gerade solche Erhöhung des Religionsstifters über seine persönliche Wahrheit und — möchte man sagen — über die Absichten der Gottheit hinaus die erste Trübung der Verkündigung selbst und den Anfang der Irrungen und Entzweiung ihrer Bekenner herbeizuführen.

So unzweifelhaft erscheint es, daß der Menschheit im geheimnißvollen Fluß des Lebens blos dann und wann ein Silberblick reiner Wahrheit gegönnt wird, nur um die

Geister von dem ihnen bestimmten Forschen nach Wahrheit nicht zu lange ausruhen zu lassen.

So begegnete es wenigstens damals der neuen Lehre Buddha's. Ihre Bekenner konnten sich nicht auf die Dauer mit einer abstracten Moral befriedigen. Ein Nirvana entsetzt am Ende doch das menschliche Herz. Die ganze Natur, vom Mineral, das sich krystallisirt, bis zur höchsten Stufe des Thierreichs, strebt nach Individualisirung, und die Persönlichkeit, die zuletzt im denkenden Menschen auftritt, scheint nicht bestimmt zur Rückkehr in das Nichtsein, sondern zu ihrer Fortbildung zum Göttlichen. Jenes war die Lehre Buddha's, dies war der höhern Offenbarung des Christenthums vorbehalten.

Allein die große Menge bleibt wol immer unmündig für unabhängige Erkenntniß. Die Sehnsucht der Seele, die mit dem dunkeln Gefühl ihrer hohen Abkunft und dem Blick in eine verhüllte Unendlichkeit verzagt, bedarf des Glaubens und Festhaltens an einer höhern Persönlichkeit, die als Mittler, als Vorbild der Tugend und Wahrheit, auch die Macht besitze, den Verlassenen zur Wahrheit und Tugend aufzurichten.

Aus diesem menschlichen Bedürfniß ward vor allem Buddha selbst von seinen Gläubigen dem Kreise des Menschlichen entrückt, als göttlich verherrlicht und durch Legenden von seinen Wunderthaten im Leben zur Gottheit selbst erhoben. Aus dem Gemüth, aus den Anschauungen des

Volks erwuchs das Dogma, daß in Buddha das Göttliche Mensch geworden sei. — —

Daran knüpfte sich ein wundersamer Cultus, der sich besonders auch in Verehrung körperlicher Reliquien des göttlichen Stifters bethätigte. Zähne, Haare, Gebeine von ihm wurden in kleinsten Theilen in goldenen, silbernen oder krystallenen Gefäßen an den merkwürdigsten Orten seines Glaubensgebiets in eigenen Hallen oder Kapellen (Stupa) aufgestellt. Um diese her entstanden Versammlungshäuser zu Religionsübungen und Lehrvorträgen und richteten sich nach und nach zu Klöstern für Männer und Frauen ein, denen zu ihrer gemeinsamen Andacht, durch Anschlagen an Metallplatten, geläutet wurde.

Der Zudrang zu diesen Bruderschaften machte genauere Vorschriften für die Aufnahme und eine gewisse Rangordnung unter den Aufgenommenen nöthig. Und bald fand sich auch noch eine weitere Bestimmung für geistliche Brüder. Denn auf dem Wege, den nun einmal die Buddhalehre nahm, konnte das Bedürfniß von Synoden zur Feststellung der Glaubensartikel und der Vorschriften für Moral und Kirchenzucht nicht ausbleiben, um eine Uebereinstimmung im weiten Religionsgebiete zu erzielen.

Auf der dritten allgemeinen Synode, unter König Aßoka, wurde die Erkenntniß zum erstenmal entschieden ausgesprochen, daß Buddha's Offenbarung eine Weltreligion sei, — bestimmt, allen Völkern der Erde, die ja unter gleicher Noth, Bedrängniß und Elend im Leben

zu leiden hätten, auch die Heilslehre des Erbarmens und der ewigen Ruhe zuzubringen.

Man beschloß Glaubensboten, Missionare auszusenden, um für alle Welt — wie es in dem buddhistischen Ausdruck heißt — „das Rad des Gesetzes“ in Bewegung zu bringen. — Dies geschah, und es kam im Laufe der Zeit zu der weiten Ausbreitung, deren wir vorhin gedachten, und in welcher der Buddhismus sich nach der Zahl seiner Bekenner noch heute neben das Christenthum stellt, alle christlichen Sekten zusammengerechnet.

Doch es ist unsere Absicht nicht, die umständliche Entwickelung dieser Weltreligion mit ihren unausbleiblichen Verirrungen zu betrachten. Der Buddhismus ist nicht unser Ziel, er ist nur der Uebergang. Und auf diesem finden wir uns, auch bei der flüchtigsten Umschau, von dem lebendigen und leblosen Inventar, das sich dort anhäufte, wundersam und — möchte ich sagen — wehmüthig angeheimelt.

Da begegnen uns Mönche und Nonnen von den Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gebunden; tonsurirte Priester in hierarchischer Ordnung und Ordenstracht ziehen mit feierlichen Processionen unter Glockengeläute, rauschender Musik, Räucherungen und Litaneien. Tempel mit Bildwerk und hochragenden Kuppeln erheben sich und stehen den Andächtigen offen, die mit ihren Rosenkränzen zur Beichte und zum Gebet vor den Reliquienschreinen eilen. Dort hängen denn auch, wie

in christlichen Kirchen die Kreuze, — bewegliche Gebetsräder, nicht um an die Leiden des hohen Stifters, sondern an seine erlösende Thätigkeit zu erinnern, von der es heißt: „Er drehte das Rad des Gesetzes." Und so schließen auch alle Andachten mit einer feststehenden Formel, mit dem Amen: „Heil dir, kostbare Lotosblume!" — —

Erinnern nun diese flüchtigen Umrisse des Buddhaglaubens an so manches, was aus dem Evangelium Jesu sich im Laufe der christlichen Jahrhunderte kirchlich entwickelt hat: so haben wir darüber die ausdrückliche Aussage eines aus jenem Glaubensgebiet jüngst zurückgekehrten Deutschen. Der preußische Schiffprediger Kreyher, der auf der preußischen Expedition nach Ostasien (1859—62) sich mit tieferm Studium der Religion in Siam befaßt hat, sagt in seinen Mittheilungen:

„Buddha ist eigentlich ein den Ideen der Ostasiaten angepaßter Jesus; sein frommer Lebensgang, seine Moral, seine Himmelfahrt, sein Aufgehen im ewigen Leben eines reinen Seins, seine Anbetung als Gottheit und vieles andere findet sich conform bis auf die Verehrung seiner Mutter."

Nur der Ausdruck „angepaßt" erscheint ungeeignet, und wenn wir auch verstehen, wie er gemeint ist, doch der Zeitrechnung nicht angepaßt. Buddha mit seiner Lehre trat schon im 6. Jahrhundert vor Christus auf, und was aus dem „umgedrehten Rade des Gesetzes" sich nach und nach herausgespielt, hat also doch am christlichen Kirchen-

thum sein **Vorbild** nicht gehabt. Eher wird man mit Verwunderung an ein drehendes Rad der Geschichte erinnert, das die Gedanken, die Anschauungen und Bilder des menschlichen Herzens von Zeit zu Zeit wiederbringt.

Oder wäre vielleicht dem menschlichen Geiste, wie dem Planeten, den er bewohnt, ein abgemessener Kreis angewiesen, sich um die Sonne der Wahrheit zu bewegen und so wiederkehrend auch an den alten Sternbildern des Glaubens vorübergeführt zu werden?

Zu den Erscheinungen, die im religiösen Völkerleben ebenwol sich wiederholen, gehört die Rückwirkung, die eine Reformation von der ältern Glaubensgenossenschaft zu bestehen hat.

Die Brahmanen, entrüstet über den reißenden Fortgang, den Buddha's Lehre nahm, versuchten es mit der weltlichen Macht der Könige dieselbe zu unterdrücken. Sie **förderten** sie aber nur, da viele Buddhagläubige lieber auswanderten, als daß sie sich dem mit Gewalt wieder geltend gemachten brahmanischen Gesetz unterworfen hätten. Sie schlugen daher einen Weg ein, auf welchem sie dem Bedürfniß und den Anschauungen des Volksgeistes einigermaßen entgegenkamen.

Die speculative Lehre der Brahmanen von einem unpersönlichen Gott, der aus seiner Wesenheit die Natur und die Menschheit nur wie im Traum, nach der Vorspiegelung der Göttin Maja, hatte ausfließen lassen, — eine Welt ohne Geltung und Bestand, und die mit dem Menschen

in keinen fördernden, beseligenden Verkehr trat, diese Anschauung hatte keinen Glauben des Vertrauens und der Liebe, wenigstens auf die Dauer erhalten können. Die Brahmanen suchten daher, um die Religion und sich selbst in Ansehen zu erhalten, für ihren spiritualistischen Brahma, der einst den Naturgott Indra verdrängt hatte, realistischen Glaubensboden wiederzugewinnen. Aufgeben wollten sie ihn — den „Gründer und Lenker der Welt“ nicht, ihn auch in der ruhigen Beschaulichkeit seines Gottwesens als Weltseele nicht stören; sie nahmen aber zwei Naturgottheiten des Volks, gleichsam als Mitregenten, in Brahma's Gottheit auf und verliehen ihnen zu ihren Naturkräften auch geistig-sittliche Bedeutung, — Wischnu und Siwa.

Wischnu, der „Durchdringer“ in Beziehung auf die Sonne, war schon in den Hymnen der Veden gefeiert. Er, der lotosäugige Himmelssohn, galt dem Volke im Gangesthal, unter den ruhigen, regelmäßigen Naturerscheinungen, als das Leben schaffende und erhaltende Princip der wirklichen Welt; wogegen in den Gebirgsländern am Himalaja und im südlichen Dekan, unter der vernichtenden Gewalt von Sturmwinden und Regengüssen, Hitze und tropischen Gewittern, vor allen Siwa, der „Gnädige“, verehrt wurde. Er war der Gott der Vernichtung und des Todes, zugleich aber auch, da aus beiden immer wieder neues Leben hervorgeht, der Gott der Zeugungen.

Durch diese Dreipersönlichkeit — die indische Trimurti — wurde nun die bisher so abstracte, unerfaßliche

Gottheit in sich selbst lebendig und für die Menschen vorstellbar. — Letzteres nur nicht für unsern Geschmack in der indischen Darbildung durch eine menschliche Gestalt mit drei Köpfen. *)

So wenig aber die Priesterschaft den alten Gott Brahma in seinem Himmel hatte aufgeben mögen, so wenig dachte sie das Volk aus den Fußblöcken des Kastenwesens zu befreien. Ebenso ließ sie das Büßerleben in Wäldern und an heiligen Gewässern fortbestehen, ja sie erhöhte es in seiner Strenge und erweiterte zugleich den Opfer- und Ceremoniendienst in den verwickelten Formen desselben.

Dagegen war Buddha's Lehre von der Sündenerlösung nicht ohne nachwirkenden Eindruck auf die kirchliche Politik der Brahmanen geblieben. Denn zumeist dieser Trost, nächst der Aufhebung der Kasten, hatte dem Reformator den erstaunlichen Zulauf des gedrückten Volks zu Wege gebracht, und die Brahmapriester erblickten nun den zum gelben Bettlergewand herabgestiegenen Königssohn nach seinem Ableben, im Glauben des Volks, als menschgewordene Gottheit, die sich des in Sünden versunkenen Menschengeschlechts erbarmt habe.

So entschlossen sie sich denn zu entsprechenden Offen-

*) Und dies dennoch nicht so abgeschmackt, wie Bonstetten zu Valmaggia in der Italienischen Schweiz die christliche Dreifaltigkeit auf einem Kirchenbilde — als alten Mann mit drei Nasen und einem dreieckigen Hut veranschaulicht sah.

barungen. — „Wenn die Welt im argen liegt" — lehrten sie — „wenn eine schuldvolle Entfernung des Menschengeschlechtes von der Gottheit eintritt und die Welt in Gefahr steht, durch gänzliche Entfremdung vom Göttlichen in Elend und Verderben zu gerathen: — dann nimmt Wischnu, der erhaltende Gott des Lebens, körperliche Gestalt an, um als Retter und Held die gefallene Menschheit vor dem Untergang zu bewahren und die Weltordnung wiederherzustellen."

Daß gerade Wischnu zu solcher Uebernahme menschlichen Schicksals bezeichnet wurde, lag darin, daß diese zweite Person in der Trimurti schon vorher als Naturgott im Glauben des Volks für den höchsten Wohlthäter der Menschheit anerkannt war.

In dieser Richtung gingen aber die Brahmanen noch weiter als die Buddhisten. Sie nahmen, in Ansehung der Fortdauer menschlicher Sündhaftigkeit und mithin des Erlösungsbedürfnisses, eine Reihenfolge von „Awataren" oder Menschwerdungen Gottes an und flochten dieselben den großen Heldengedichten des Volks ein, indem sie solche zu diesem dogmatischen Zweck umarbeiteten und erweiterten. Und so tritt im „Mahabharata" Wischnu in seiner achten Incarnation als „Krischna" auf und durchlebt ein Gewebe von Mythen. — — Devaki, des Königs Kamsai jungfräuliche Schwester, gebar ihn. In ihrem Hoffnungszustande ward sie immer schöner und strahlte in der Geburtsnacht von himmlischer Glorie. Krischna hat dann unter wunderbaren Umständen manchen Kampf zu bestehen,

besonders auch mit einem Drachen, den er überwindet und ihm den Kopf zertritt, bis er selbst zuletzt, an einem Baum befestigt, von Pfeilschüssen stirbt, — er ein am Todesholz leidender Gott! — — —

8. Pilgerbetrachtung.

Nachdenklich verlassen wir diesen merkwürdigen Gedankenkreis der Vorwelt in der Richtung nach Palästina. Und der Wanderer, dem mit jedem Schritte sich vor- wie rückwärts der Blick erweitert, faßt leicht eine Betrachtung, die ebenwol rück- und vorwärts — auf Erinnerung und Erwartung hinweist.

Ein Gefühl oder Bewußtsein von Sündhaftigkeit begleitet unser Geschlecht vom ersten Erwachen der Vernunft durch alle Zeiten und Zonen. Wir haben nämlich, wie der Pfarrer in Schelling's „Klara" sagt, „in uns einen einzigen offenen Punkt, durch den der Himmel hereinscheint. Es ist unser Herz, oder richtiger zu reden, unser Gewissen. Wir finden hier ein Gesetz und eine Bestimmung, die nicht von dieser Welt sein können, mit der sie vielmehr gewöhnlich im Kampfe sind, und so dienen sie uns zum Unterpfand einer höhern Welt".

Wir wissen schon, wie früh das Räthsel des Bösen in der Welt die denkenden Geister beschäftigt hat. Mythen und Philosopheme sind unter den verschiedensten Völkern auf die Erklärung desselben durch einen Sündenfall gekommen, — selbst über jenen Fall des paradiesischen

Menschenpaares hinaus, auf einen Fall der geschaffenen Urgeister, Lucifer's und seines Anhangs, die von der Gottheit gestürzt worden, und denen dann erst die Schöpfung gefolgt sei, — eine Leiter der göttlichen Liebe, auf der die Gefallenen durch büßende Wanderungen sich zum Urlicht wieder erheben können. Auch bei Plato und bis zu unsern Philosophen Schelling, Baader u. a. setzten sich solche Anschauungen fort.

Indem nun aber die Völker unter dem Gefühl ihrer Sündhaftigkeit nach einer höhern Erlösung ächzten, war ihnen die Gottheit immer nahe. Keinem derselben blieben göttliche Männer aus, die den Weg des Heils zeigten, soweit solcher im Lichte ihrer Zeit erkennbar war.

Und da ist es eine merkwürdige Erscheinung, wie in den Mythen der Völker die Erlösung an die Schöpfung anknüpft: überall bildet nämlich die Schlange das verknüpfende Band; sie ist das Symbol, die Repräsentantin des Bösen, — sie oder ein Erddrache, und dem ankommenden Erlöser liegt stets als erste That der Kampf mit dem Ungethüm zu Füßen.

Im Paradiese war die Schlange der angreifende Theil; doch mit einem Weibe blieb es bei einem dialektischen Kampf, in welchem Eva unterlag. Der indische Krischna jedoch zertrat als Sieger in Waffen den Kopf der Schlange.

Wir gehen an Ahriman's Schlange vorüber — des bösen Gottes im Religionssystem Zoroaster's, sehen auch nicht nordwärts dem Kampfe zu, den Siegfried mit dem Lindwurm besteht, verweilen aber einen Augenblick bei

einem südlichern Volk von ganz abweichender Bildung. Hier waltete in früher Zeit der von Pythagoras erneuerte Apollodienst.

Apollo erscheint hier als Sohn und Prophet Jupiter's, der durch ihn den erdumdunkelten Menschen, zu ihrem Heil, seinen väterlichen Willen offenbaren läßt. Apollo, der helle, sonnenstrahlende Gott, verleibt sich dem menschlichen Leben auf die Periode ein, die für dasselbe zur Buße und Entsündigung bestimmt ist. Vor allem aber erlegt er den Erddrachen Python, von dessen Blut befleckt, er selbst verschuldet und der Sühne bedürftig wird. Der Gedanke war, daß, wer immer ins materielle, irdische Leben eintritt, einer Befleckung schuldig wird und einer reinigenden Dienstbarkeit verfällt. Dahin deutet auch die bekannte Mythe, nach welcher Apollo sich der Knechtschaft bei Admetos in Pherä unterzogen hat.

Daß die Vorstellung von einer menschgewordenen Gottheit uns bei so verschiedenen Völkern, auch der entlegensten Zeiten, begegnet, ist für den Nachdenkenden so begreiflich, als die Erscheinung, die Offenbarung des Göttlichen im Wesen der Menschheit, philosophisch wie religiös betrachtet, keinem Zweifel unterliegt. Dabei scheint es dem menschlichen Herzen ein Bedürfniß zu sein, das Göttliche und das Menschliche einmal innig vereinigt und wechselseitig durchdrungen in einem Idealbilde zu betrachten oder zu empfinden.

Wenn dann von Zeit zu Zeit, wie es in der Geschichte

der Menschheit vorgesehen scheint, ein ungewöhnlich begabter oder sittlich vollkommener Mensch zugleich auch als Wohlthäter, als Verkündiger neuer erhabener Wahrheiten auftritt, so bildet sich leicht aus Bewunderung und Dankbarkeit die Vorstellung von einem Gottmenschen in dem Sinne, daß hier die ganze Fülle der Gottheit selbst in einem Einzelmenschen zum Heil der Welt erschienen sei.

Es ist hier nicht zu untersuchen, inwieweit die Vorstellung und die Phantasie, die man sich von einer Erscheinung macht, ganz unbedenklich auch das umfassen, was der Begriff und die Wahrheit derselben unverträglich, unvereinbar finden. Aber eine Wahrnehmung, die zugleich vorausblickend ist, können wir nicht ganz übergehen.

In jener Vorstellung von einem Gottmenschen liegen zwei Momente, deren das eine dem Göttlichen, das andere dem Menschlichen darin entspricht. Die Erkenntniß und Bewunderung des Göttlichen in einem Einzelmenschen hat etwas Erhebendes, etwas Förderndes für die gesammte Menschheit. Indem aber die Zeitgenossen und noch mehr die nachfolgenden Geschlechter jenes Göttliche für ein besonderes Wunder nehmen, finden sie darin leicht eine Entschuldigung, eine Trägheit und Rückfälligkeit ihrer Schwäche und entschließen sich lieber zur Anbetung eines Urbildes, als daß sie es für ein Vorbild zur Selbsterkenntniß und Nacheiferung gelten ließen.

Bei diesem menschlichen Moment pflegt dann die Priesterschaft das Werk des hingegangenen Gottmenschen anzufassen. Sie selbst, aus der ersten geistigen Schwebe

ihres Berufs auf dessen sinnlichen Boden sehr bald herabgekommen, entzieht den göttlichen Antheil jenes Werks, die verkündigte Wahrheit, der Erkenntniß der Gläubigen durch mysteriöse Dogmen und beschäftigt sie dagegen mit prunkvollen, unbefriedigenden Ceremonien und verdüsternden Lebensvorschriften.

So haben wir es bei den Buddhisten und bei den Brahmanen gefunden, und ähnlicherweise verlief der Apollodienst.

Bei seiner Rückkehr zum Olymp hatte Apollo in dem Heiligthume zu Delphi eine Anstalt hinterlassen, die gewissermaßen als eine kirchliche Stiftung eine bleibende Erkenntniß und fortdauernde Erleuchtung für die Ahnungen des Göttlichen lebendig bewahren sollte.

Ein Tempel wurde über der Felsenhöhle erbaut, wo der Drache Python erlegt worden und aus welcher betäubende Dünste aufstiegen. Aus diesen empfing Pythia, die Priesterin, ihre prophetischen Weissagungen, die von den Priestern gedeutet, in Verse gefaßt und zur Leitung der religiösen, bürgerlichen und politischen Verhältnisse Griechenlands ausgegeben wurden. Die Orakelsprüche galten für unfehlbar, und da man dem Gott nie ohne Opfer nahen durfte, so sammelte sich ein ungeheuerer Tempelschatz zu Delphi.

Diese Anstalt mit allen Herrlichkeiten, die sich hier versammelten, zerfiel unter den Stürmen der Zeit und der Ausbreitung des Christenthums; doch fand sich nachmals gar manches, was an Delphi erinnern konnte, im päpst-

lichen Rom wieder ein, und der Scherz wäre nicht ohne Sinn, wenn man hinsichtlich jener lasterhaften Periode des Papstthums in der bekannten Päpstin Johanna einen Schalksstreich der alten Priesterin Pythia erkennen wollte.

Doch wir blicken zu weit und heiter über Palästina hinaus, an dessen Grenze wir angelangt sind. —

9. Palästina.

Hier nun, wo wir das „Gelobte Land" betreten, ziehen sich die Anschauungen der Vorwelt von der Schöpfung und die Altäre der Naturverehrung weiter zurück. Ein großer Wendepunkt der Weltgeschichte naht heran. Selbst für unsere heutige Nachbetrachtung des, zumal in Galiläa, so fruchtbaren Landes sind die Rebenhügel, die Balsamstauden, die Oel- und Palmen-, die Feigen- und Granatbäume in die Evangelien verwachsen; die Höhen des Vorgebirges Karmel, der Berg Tabor und der nördliche Libanon röthen sich im Morgenlicht einer aufgehenden Erlösung; im Abschimmer derselben überrieselt ein Frühschauer die Wellen des Sees Genezareth, und der Ruf nach dem Messias hallt an den Hügeln bis an die Wüste und an das Todte Meer hin: „Thauet, ihr Himmel, herab, und ihr Wolken regnet den Gerechten!"

Das kleine Land an der Scheidemark dreier Welttheile war eigens zubereitet, ehe die großen Verheißungen ausgestellt wurden, die das Hebräervölkchen für sich, als von

Gott auserwählt, in Anspruch nahm, die aber für die gesammte Menschheit vorgesehen waren.

Die Gottheit scheint mehr durch Thaten der Vorsehung als durch jähabhelfende Offenbarungen zu wirken.

So wird auch schon kein einsichtiger Landmann den Großknecht mit einem Scheffel Weizen hinausschicken, ehe der Acker bestellt ist, auf welchem die Saatfrucht aufgehen soll.

Wir werfen einen Blick auf den Zustand der Hebräer, wie derselbe sich in den letzten Zeiten vor der Ankunft Jesu theils schon entwickelt hatte, theils noch in der Ausbildung begriffen war. Wir müssen den Boden kennen, auf welchem der Erwartete nachmals wandelte und lehrte, das geistige Klima, worin er empfängliche Herzen fand.

Durch langwierige Kämpfe mit jeweiligen Siegen, durch heitere und feindselige Berührungen mit verschiedenen Völkern und durch den Uebergang aus früherer Einfachheit zu einem gewissen Behagen von Wohlstand war die Nation zu einer höhern Reife gelangt, die sie befähigte, Fremdartiges in sich aufzunehmen. Das Religiöse blieb dabei wol immer noch die Grundstimmung und der Grundzug zu allen ihren Bewegungen; nur daß es seit dem Rückzug der Colonien aus der babylonischen Gefangenschaft sich von heidnischen Zuflüssen, von Elementen des Naturdienstes mehr und mehr zum reinen Jehovahglauben und Cultus geläutert, und in dem einen großen Kelche des Tempels

zu Jerusalem abgeschlossen hatte, — abgeschlossen freilich bis zum politischen Haß und oft wahnsinnigen Widerstande gegen die erobernde Weltmacht Roms!

Auch blutige Opfer bestanden noch im Widerspruch mit der Verehrung eines unsichtbaren Gottes, und obschon unter den Propheten edle Geister die Gottheit als eine übersinnliche und sittliche Macht anerkannt und gegen das Nierenfett auf den Altären geeifert hatten.

Doch im bürgerlichen Leben konnte Palästina — der Mischtopf wechselnder Völkerströmungen, bald ausgegossen, bald wieder gefüllt, — sich nicht ohne Versetzung mit fremden Zuthaten halten.

Schon von Babylon her hatte Israel neue Gedanken und Sitten, andere Gewohnheiten und Bedürfnisse mitgebracht und blieb auch weiter, nach andern Seiten, zur Aufnahme der Weltbewegungen in dauerndem Verkehr. Dies namentlich mit Aegypten.

Hier, wo in patriarchalischer Zeit die Söhne Jakob's während der von König Pharao vorausgeträumten Hungerjahre ihr Brotkorn geholt hatten, betrieben durch wunderbare Fügung ihre Nachkommen den großen Getreidehandel nach Rom. Die jüdische Bevölkerung, gleich berechtigt mit der griechischen der Ptolemäerkönige, saß hier unter einem mit fürstlicher Würde bekleideten Ethnarchen oder Volksfürsten, weit ausgebreitet im ganzen Lande, am dichtesten in Alexandria selbst und im sogenannten Deltaquartier.

Aber sie beschränkten sich nicht darauf, Handel und bürgerliche Geschäfte zu treiben und sich hierzu die grie-

chische Sprache anzueignen, für deren wohltönende Worte sie ihrer hebräisch-hauchenden Kehle Zwang anthun mußten, sondern bemächtigten sich auch der geistigen Schätze dieser herrlichen Sprache in Poesie und Wissenschaft. In Aristobul that sich ein jüdischer Philosoph hervor und bekannte sich zu Aristoteles, der durch die Schärfe seines Verstandes und seiner Logik dem jüdischen Geiste anfangs mehr als Plato in seinem poetischen Gewande zusagte.

Aristobul, im besondern Vertrauen des Königs Ptolemäus Philometor, fand sich von diesem wißbegierigen Herrn aufgefordert, ihm die fünf Bücher der Thora durch Uebersetzung ins Griechische zugänglich zu machen. Dies geschah, ohne daß man das Nähere darüber weiß; nur daß sich die Fabel daran knüpfte, diese Uebersetzung sei schon früher, auf Anlaß des Königs Philadelphos, von siebzig Dolmetschern unter wunderbaren Umständen geschehen, — in der nach jener Zahl genannten „Septuaginta".

Während hierdurch aber dem Judenthum in dem neuen griechischen Gewande der Weg unter die gebildeten und herrschenden Völker geöffnet war, um zwei einander entgegengesetzte religiöse Anschauungen der Vorwelt zu vermitteln, empörte es die Gesetzeseiferer in Judäa, daß der am Berge Sinai, im Gefäße der hebräischen Sprache verliehene göttliche Inhalt ihrer Thora nun unter die Heiden ausgeschüttet und entheiligt sei. Sie sahen die Uebersetzung für ein nationales Unglück an, zu dessen Sühne ein eigener Fasttag angeordnet wurde.

So wenig verstanden sich diese Engherzigen auf die

geistige Nationalwirthschaft der Völker, daß sie neben der Einfuhr fremder Gedanken, der sie im Strom der Weltbewegung nicht wehren konnten, die Ausfuhr eigener Artikel verwünschen konnten.

Nicht ohne Stolz* nahmen dagegen die Gebildeten in Alexandria wahr, wie viel durch Uebersetzung dieser und anderer ihrer Schriften ins Griechische die eigene Sprache an Gewandtheit gewonnen hatte, und die Lust zur Production in derselben erwachte. Ein jüdisch-griechischer Literaturkreis bildete sich, dessen Erzeugnisse den Namen „Apokryphen" tragen, — Anschauungen, Stimmungen, Wahrheiten, die der Verfasser geschichtlichen Personen des Alterthums in den Mund legt, statt mit seinem eigenen Namen dafür einzutreten.

Unter diesen befruchtenden Einflüssen erlebte das Althebräische einen nochmaligen Frühling. Es war nämlich im vielfachen Verkehr mit Nachbarvölkern durch die aramäische Mundart für den täglichen Umgang sehr zurückgedrängt worden. Nun verjüngte es sich zum Neuhebräischen, das für einigen Verlust an Tiefe und Schwung des Alten sich durch Gewinn an Deutlichkeit und Ungezwungenheit schadlos hielt.

Allerdings vertrocknete damit gänzlich die lyrisch-poetische Ader der Nation, die einst so hoch und mächtig pulsirt hatte, und deren Erzeugnisse, unvergleichlich in Erhabenheit der Auffassung, Glanz der Dichtung und idealer Schönheit, sich nur — ich weiß nicht ob neben oder über die den Söhnen Japhet's heilige Poesie der Vedas stellen.

Ich kann es nicht lassen, in dieser Hinsicht einen geistreichen Vergleich beider aus einem „Essai sur le Vedas“ von Emil Burnouf hier einzuschalten.

„In beiden — den Vedas und der hebräischen Bibel — prägt sich der entgegengesetzte Charakter zweier Völkerfamilien aus: in der einen Zweifel und Beschaulichkeit einer offenen und ringenden Seele, in der andern die absolute Satzung in enge und nur für das Greifbare empfängliche Herzen; in der einen phantasiereiche Allegorien und Symbole, die mit Verlust des ursprünglichen Sinnes zu göttlichen Wesen umgestaltet werden, in der andern ein einziger Herr, — parteiisch, ein düsterer Geist, gehüllt in Wettern, dunkel, wie ihn die Furcht der Völker malt, die des Nachdenkens bar sind.“

Zugleich mit der Sprache hatte sich jedoch auch der Volksgeist verändert. Die Nation war selbstbewußter geworden, und während sie, bei dem noch immer fortdauernden Grundzuge des Religiösen, für die Erbauung ihre ausgeprägte Tempelpoesie besaß, fand sie durch Thaten und Erlebnisse sich mehr und mehr zur Geschichte hingedrängt, mit der man sich denn auch literarisch zu beschäftigen anfing. Namen der Geschichtschreiber sind nicht überliefert worden, und von ihren, keineswegs chronikenartig, sondern lebhaft und anschaulich geschriebenen Büchern sind nur Bruchstücke, zum Theil in griechischer Uebersetzung, auf uns gekommen.

Dieser ruhigen geistigen Bewegung begegnete ein

raschere politische, die sich verbanden. Beide wirkten zusammen, sodaß zugleich aus der verhängnißvollen Zeit und Lage eine neue, große Offenbarung und rettende Erlösung erweckt und die Zerstörung des Reichs und eine dauernde Zerstreuung der Nation vorbereitet wurde. Der große Moment nahte heran, da der Guß einer neuen Verkündigung sollte vollzogen und die Form zerschlagen werden, in der sie sich gebildet hatte.

Die Menschheit stand an der Schwelle, um aus der Vorwelt zum Christenthum überzugehen.

Diese politische Bewegung fand ihren Träger an einem echtsiwaischen Idumäer, an Herodes dem Großen, der besser der Grausame, ja der Grausige genannt würde.

Im Kampf mit dem königlichen Hohenpriester Antigonos, der sich weder als Staatsmann noch als Krieger geltend oder geachtet zu machen verstand, war es ihm in Rom gelungen, vom Senat als König von Judäa anerkannt zu werden. Wie er dann einmal dazu gekommen war, den Thron über blutige Stufen zu besteigen, wußte er ihn auch durch wiederholte Blutlachen, selbst aus der eigenen Familie, unzugänglich zu erhalten und sich selbst durch schlaue Fügsamkeit und reiche Geschenke zwischen den in Asien wechselnden römischen Triumvirn in Gunst zu erhalten. Selbst verhaßt als Halbjude, bestellte er mit Vorsicht gegen die in Sachen des Tempels empfindliche Nation neben eigener ungläubiger Laune die Hohenpriester in Jerusalem.

Seine Grausamkeit gegen Verwandte und Angehörige wie gegen seine Widersacher und die Gewaltthätigkeit, womit er Schätze sammelte, wurden von dem durch Krieg und Aufstände lange ermüdeten Volke ruhig hingenommen. Man war zufrieden damit, daß der König sich wenigstens äußerlich zum Judenthum bekannte und die Sitten der Väter unangetastet ließ. Auch fiel durch sein Bemühen auf diese so unglückliche Zeit ein Schimmer von nationaler Größe. Durch Zuwendung einzelner Provinzen aus Gunst der Römer hatte Judäa sich weit über die frühern Grenzen der Hasmonäerregierung erweitert; Jerusalem erhob sich in neuem Glanz kostbarer Werke griechischer Baukunst; der Handel, besonders auch an den Hafenplätzen der Meeresküste, war schwungvoll, und endlich ging Herodes mit seiner durch Prachtbauten aller Art noch unerschöpften Baulust auch daran, durch Unternehmung eines großartigen neuen Tempels in den Augen des Volks erbaulich und vor den Römern volksbeliebt zu erscheinen.

Der Tempel, in den Jesus dereinst unter dem Hosianna des passahfestlich versammelten Volks einziehen sollte, ward zwanzig Jahre vor seiner Geburt unter Aufgebot von zehntausend Arbeitern beeilt und als ein Prachtwerk ausgeführt, dessen erhabene Schönheit in ausführlichen Beschreibungen von denen bewundert wurde, die ihn vor der Zerstörung noch gesehen hatten. Der ganze Tempelberg, mit einer hohen, festen Mauer umfaßt, nahm vier Stadien — $1/_{10}$ Meile — ein, stieg terrassenförmig auf und

gab einen erhebenden Eindruck in die Ferne. Längs der innern Mauer waren doppelte und dreifache Hallen und Säulengänge, mit bunten Steinen gepflastert und mit Cederholz gedeckt. Der erste freie Vorhof, durch die Säulengänge eingefaßt, diente zu wichtigen Besprechungen dem Volke. Heiden und Verunreinigte durften nicht weiter, in den zweiten Vorhof dringen, gewarnt durch griechische und römische Inschriften. Der eigentliche, über zwölf bis vierzehn Stufen zugängliche Tempel war aus Marmor erbaut, die verschiedenen Thore mit Gold belegt, das vom Frauen- zum Männerhofe führende aus korinthischem Erz. Der Vorhof des Innern war getheilt in den der Frauen, der Israeliten und der Priester, das Heiligthum — in die Vorhalle, das Heiligthum und das Allerheiligste. Längs der Mauer des Vorhofs und des Heiligthums erhoben sich zu verschiedener Bestimmung übereinandergebaute Zellen. Das Dach schimmerte vom Glanz metallener Spieße, die zur Abwehr nistender Vögel dienten.

Die Einweihung des Tempels übertraf an Pomp die frühere Salomonische. Hekatomben wurden geopfert, das Volk öffentlich gespeist.

Ein goldener Adler, über dem Haupteingang des Tempels zum Verdruß der frommen Patrioten angebracht, bedeutete, daß der Bau unter Roms Schutz gestellt war. Unter diesem Schutz erlebte er kaum ein Jahrhundert, bis er unter Römerhänden in Schutt und Asche zusammenbrach.

Daß ein solcher Tempel eines entsprechenden Einkom-

mens bedurfte, läßt sich denken. Ein höchst bedeutender Tempelschatz bestand schon vorher. Nach einem alten und bereits wieder erneuerten Brauch hatte jeder Israelit vom zwanzigsten Jahre an einen jährlichen halben Sekel — 12 Sgr. — zum Tempel zu entrichten. Durch diese allgemeine Spende sollte den täglichen Opfern ein nationaler Charakter verliehen werden, und man betrachtete dieselbe zugleich als ein Sühnmittel. Die Spenden der ausländischen Juden in Babylonien, Medien, Kleinasien, Aegypten und Syrien fielen noch reicher aus. Dort überboten sich die reichen und freigebigen Juden mit Goldstatern und Dariken statt der silbernen und kupfernen Sekeln und Denare, um damit zugleich ein Pfand ihrer Anhänglichkeit an das Gesetz und den Tempel abzugeben, indem wegen ihres Aufenthalts und Verkehrs mit Griechen und Heiden ein wachsames Mistrauen der Eiferer in Jerusalem auf ihnen ruhte.

So bereicherte sich der Tempel weit über die laufenden Bedürfnisse der Opfer und des Tempeldienstes. Zu dieser Dienerschaft gehörten die Lehrer für den Unterricht der jungen Priester in den Opfergebräuchen, die Thierärzte zur Prüfung der Reinheit der Opferthiere, die Abschreiber des im Tempelhof aufbewahrten Musterexemplars des Gesetzbuchs, die Verfertiger der Schaubrote und des Räucherwerks, die Weberinnen der Vorhänge, sowie die Mitglieder des Obertribunals für außerordentliche Rechtsfälle.

Außerdem wurde von den Ueberschüssen die Stadt Jerusalem mit ihren Mauern, Thürmen und Wasserleitungen

unterhalten. Und dennoch sammelte sich ein Tempelschatz, der damals, als Pompejus zur Entscheidung eines Bruderkampfes um den jüdischen Thron nach Jerusalem gekommen war und den Tempel besuchte, volle 2000 Talente — über $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler — betragen hatte und von Pompejus unberührt geblieben war.

So stand nun der herrliche Tempel, bis auf kleine äußerliche Schmuckarbeiten fertig und feierlich eingeweiht, auf seiner Höhe mit dem Ausblick in eine ferne Zukunft. Solcher Erwartung widersprach aber die ganze Lage der Dinge. Eine wunderbare Unruhe überkam die Gemüther der eben so froh aufathmenden Nation, und die alte Messiasidee war aus ihrer langen Vergessenheit unvermuthet erwacht.

Hatte das erweiterte Judäa, die neugeschmückte heilige Stadt etwa Erinnerungen an die Macht David's und an Salomon's Pracht erweckt? Hörte man vielleicht im Herzen die Stimme des Propheten Jesaias, der einen Abkömmling David's angekündigt hatte, ein Licht der Nationen zu werden? Oder empörten endlich doch die Greuelthaten des alternden Herodes, und der Fromme, wenn er beim Aufblick nach dem römischen Adler am heiligen Tempel Jehovah's über den Bart spuckte, — empfand er lebhafter, daß der Erretter des auserwählten Volks vom Joch der Heiden nicht länger ausbleiben könne, und seufzte: „Thauet, ihr Himmel, herab, regnet ihr Wolken den Gerechten!"

So viel ist geschichtlich bekannt, daß eine messianische

Bewegung in Judäa entstanden und gegen die zehnjährige Verwaltung des Landpflegers Pontius Pilatus hin im Zunehmen begriffen war.

Es ist hier nicht auszuführen, wie viel besonders der Uebermuth dieses römischen Oberbeamten, der es auf die empfindlichste Erniedrigung der Juden abgesehen zu haben schien, zur Verschärfung jener Bewegung beigetragen hat. Dieselbe fand aber auch Nahrung in manchen der obenerwähnten Apokryphen, besonders im Buch Daniel, das damals in Aufnahme kam, indem es die Zustände jener Zeit und ihre Hoffnungen im Ton einer uralten Prophezeiung schilderte. Da heißt es: „Und siehe, mit den Wolken des Himmels kommt wie eines Menschensohn, und ihm wird gegeben das Reich, die Ehre und das Königthum.“

Vom Messias und einem Davidsohn ausdrücklich ist keine Rede; allein die einmal erregten Geister fanden an der alten nationalen Idee einen festen Anknüpfungspunkt für ihre neuen, unbestimmten Erwartungen.

Und was hat es nun mit dem „Messias“ für eine Bewandtniß?

Der Messiasgedanke leitet sich am entferntesten aus dem ursprünglichen Bunde her, den Gott mit Abraham geschlossen habe, wobei diesem Erzvater des jüdischen Volks zugesagt worden sei, daß in seinem Namen alle Familien der Erde gesegnet sein sollten. Darauf stützte sich das Nationalbewußtsein der Juden als des auserwählten Volks, berufen, die Absichten Gottes auszuführen. Zu diesem

Ende wurde aus ihrem Volke ein auserkorener Prophet, ein König, ein Messias erwartet, die heidnischen Völker zu besiegen und zum Dienste Jehovah's zu führen. Der Prophet Jesaias kündigt ihn als ein Licht der Nationen an, als den Stifter eines Reiches Gottes und des Friedens.

Nun hatte freilich dies semitische Geschlecht — nach dem alten Sprichwort: „Auf Wolle ausgehen und geschoren zurückkommen" — vielfach die wunderliche Umkehr zu erleben, daß es, statt die Heiden zu besiegen, den Nachbarvölkern abwechselnd unterlag und ihren Göttern diente, statt den Jehovahdienst zu verbreiten.

Unter David's Regierung aber erhob sich wieder das Nationalgefühl, und man knüpfte seitdem die Messiaserwartung an die Nachkommenschaft dieses mächtigen und weithin geachteten Königs.

Doch die Familie David's verschwand, und man vergaß unter fremden Herrschern eines persönlichen Messias, bis man kurz vor der babylonischen Gefangenschaft — 700 Jahre v. Chr. — wieder für einen theokratischen Fürsten von David's Gepräge schwärmte, der die Heiden besiegen und ein Reich der Gerechtigkeit und der wahren Gottesverehrung gründen würde.

Statt dessen wurde das harrende Völkchen in die babylonische Gefangenschaft geführt, wo jene Erwartung stark verblaßte, sodaß nach der späten Heimkehr aus derselben der wieder erbaute Tempel und der Tempeldienst sich zum Mittelpunkt des Volkslebens erhob und die Messiasidee wie verschollen war. Noch unter den Makkabäern —

etwas über anderthalbhundert Jahre v. Chr. — hoffte man den Sieg unmittelbar von Gott, und von einem Davidsohn als Messias war keine Rede.

Erst unter Herodes erwachte der alte Gedanke wieder mit dem Ungestüm seiner langen Vergessenheit und drängte sich mit zunehmender Beeiferung dem entgegen, der seine Jünger fragte: „Was sagt das Volk, wer ich sei?“

Während nun mit Ausnahme der Aristokraten und der Anhänger der Römer alle Klassen des Volks von der messianischen Spannung ergriffen waren, schreckte es auch nicht ab, daß in den letzten Jahrzehnten schon mehrere begeisterte Männer aus reinem Enthusiasmus für ihr unterdrücktes Volk sich als Messiasse erhoben und ihre Befreiungsversuche mit dem Tode verbüßt hatten.

Aber auch abgesehen von der schweren Hand der Römer, blieb es schon das gewagteste Unternehmen, sich auch nur vor der erwartungsvollen, aber nach Parteien und Begriffen so gespaltenen Nation selbst als Messias in Anerkennung und Vertrauen zu setzen. Die Vorstellungen, die man sich von dem Erlöser machte, waren zu verschieden, um sie in Einer Person verwirklicht zu sehen. So mochten die Zeloten Juda's des Galiläers einen Messias erwarten, der mit dem Hauch seines Mundes die Römer niederwerfen und den Thron David's erheben sollte. Einem solchen mutheten dann die Schammaiten noch die äußerste Religiosität und höchste Sittenreinheit zu. Die Schüler Hillel's, den wir noch werden kennen lernen, selbst der Politik und allem Fanatismus abgeneigt, dachten sich den

Messias mehr als einen Friedensfürsten zur Beruhigung der innern und äußern Reibungen jener Tage.

Den idealsten Begriff vom Messias aber hielt man in den Kreisen der Essäer fest, wo auch die messianische Spannung am stärksten war. Er mußte, sündenfrei im Leben, der Welt und ihrer Nichtigkeit entsagen, sich als voll des Heiligen Geistes bewähren, Macht über Dämonen besitzen und einen Zustand der Gütergemeinschaft begründen, in welchem nicht der Mammon, sondern die Armuth und Besitzlosigkeit der Schmuck der Menschen sei.

Wir dürfen hier wol, mit einem Vorausblick, aufmerksam darauf machen, daß die ebenbezeichneten Begriffe von Sündenlosigkeit, Armuth, Macht über Dämonen u. dgl., kurz, von allem, was nachmals von den Evangelisten ihrem göttlichen Meister als Eigenschaften beigelegt wurde, nicht unbedingt aus seinem persönlichen Wesen geschöpft, sondern als Voraussetzung von einem vollkommenen Menschen in der jüdischen Nation überliefert war und als Anforderung an jeden herantrat, der sich für den Messias gab. Dabei bleibt es merkwürdig und nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Christenthums, daß nachmals, als Jesus schon aufgetreten war, der Messiasbegriff sich noch mehr und bis ins Mystische steigerte in jenen Kreisen, die von griechischer Bildung angehaucht waren. Der jüdische Platoniker Philo in Alexandria, ein Zeitgenosse Jesu und von gleichem Alter, stattet noch den Messias mit einer übermenschlichen, engelähnlichen, nur den Frommen sicht-

baren Gestalt aus. Man dachte sich dabei die jüdische Nation vorbereitet für einen Zustand, welcher keinen Rückfall in die alte Sündhaftigkeit zuließe und der göttlichen Gnade für immer theilhaftig sei.

Für uns fällt ein wunderbares Licht auf die Palette jener Zeit.

Während die Essäer, dem Erscheinen Jesu voraus, die Farben auffetzen, die sich zu dessen wirklichem Lebensbilde eignen, wird in demselben Jahre mit ihm Philo in Alexandria geboren, der dann um die Zeit, in welcher Jesus lehrt und sein hohes Werk vollbringt, jene zartern Farben reibt, die nachmals zu dem Idealbilde unsers göttlichen Meisters mit verwendet und — nach dem Malerausdruck — „vertrieben" werden. Wir werfen einen Blick auf diesen interessanten Mann.

In einer der reichsten und angesehensten jüdischen Familien Alexandrias geboren, selbst ohne Trachten nach Reichthum, Ruhm oder Vergnügen, aber enthusiastisch, im Uebersinnlichen schwärmend und dabei von hohem Gesinnungsadel, widmete der junge Philo früh sich philosophischen Studien, um für sich zur Weisheit zu gelangeu und zugleich das Judenthum zu heben. In letzter Richtung erschienen seine frühern Schriften, unter denen sich auch einzelne Abhandlungen finden, wie solche Sabbats in den Synagogen vorgetragen wurden. — Später schwankte er zwischen Judenthum und griechischer Philosophie und wen-

dete sich mehr der letztern zu, obgleich er sie aus jüdischen Quellen ableitete.

Er nahm Mittelwesen zwischen Gott und Welt an, als deren Vermittler er den Logos, das Wort, die wirksame göttliche Vernunft, betrachtete. Das Wort, der Logos, galt ihm für das Urbild der Welt, für den Stellvertreter der weltschaffenden Gottheit, und nur darüber blieb er im Zweifel, ob der Logos ein unzertrennlicher Theil der Gottheit oder ein von Gott verschiedenes Wesen sei.

Es waren die Ideen einer neuen, gärenden Zeit; sie gewannen auch Einfluß auf das heranwachsende Christenthum, und unter diesem Einfluß entstand das Evangelium, das mit den Worten beginnt:

„Im Anfang war der Logos und der Logos ist Fleisch geworden.“

Zum Christenthum.

1. Jesus Christus.

Sei gegrüßt, heiliges Haupt, das die höchste Krone der Menschheit getragen hat! Sei gepriesen, hoher Name, mit welchem unser nachtwandelndes Geschlecht angerufen, zum ewigen Leben erwacht ist und fortwährend erwacht! Ja, dieser Name ist das Wort, welches schaffend ein neues Weltjahr durchtönt und in ungezählten heiligen Thaten eines erlösten Geschlechts Fleisch geworden ist und wird.

Welche Seligkeit ist mit diesem Namen über die winterliche Erde gekommen und hat die herrliche Bildung des christlichen Lebens in neuen Frühlingen hervorgerufen, — die Palmen der Himmelsgedanken, die Oelbäume der Nächstenliebe, die Sandelbäume der Andacht, die Narde des Mitleids, die Rosen der Liebe, die Lilien der Keuschheit, die Trauben der Freude, die Weizenfelder der Humanität! — —

Und von dieser Heilflut des Namens quillt heimlich in jedem einsamen Herzen ein Brünnlein der Himmelshoffnung, aus dem die heimwehkranke Seele die erdenspröde Lippe netzt, das verweinte Auge erfrischt und von einem zunickenden Engelskopf angelächelt wird.

Ach! und wenn sich dir alles Leid des nichtigen Lebens, alle Sünde des Erdenwandels schwer auf die Brust legt: in diesen Namen versenke es, und verweint ist alles und vergeben! — — —

So mögen wir gern das Idealbild des göttlichen Mannes mit Verehrung anerkennen, wie es aus den speculativen Gedanken tiefsinniger Geister, aus den Bedürfnissen menschlicher Herzen kirchlich ausgeführt, den Gläubigen in glänzenden Farben vorschwebt. Wir fechten ihren Glauben nicht an; nur, daß sie es auch gelten lassen, wenn wir uns nach einem ältern als dem kirchlichen Bildniß, nach dem wirklichen Lebensbilde des hohen Meisters umthun. Es ist rein geschichtlich noch nicht ausgeführt und vielleicht auch nicht ausführbar; aber die Frage läßt sich heute wiederholen, die einst an seine Jünger, an seinen Bruder Jakobus gethan wurde: „Was ist die Wahrheit von Jesu? Wofür galt er im Leben?"

2. Advent.

Wenn die Natur unter günstigem Frühlingshimmel, aus glücklich gemischtem Boden ein Gewächs in seiner Vollkommenheit hervorbringt, so bleibt dies doch nicht leicht so ausschließend das einzige derart, daß in seiner Umgebung nicht noch eins und das andere, wenn auch etwas mangelhafter, aufkommen könnte.

Aehnlicherweise begegnet uns in der Geschichte selten

ein genialer Mann, ohne von Talenten umgeben zu sein, die sich in gleicher Richtung hervorthun, sodaß es mehr darauf abgesehen scheint, eine bedeutende Seite des menschlichen Wesens zu entfalten, als blos einen außerordentlichen Geist vereinzelt in die Welt einzuführen.

Beispiele finden sich in der Geschichte der verschiedenen Künste am auffälligsten, weil eben zu diesen eine nicht gemeine, auf Lernen gestellte, sondern ausnahmsweise schaffende Naturbegabung erfordert wird. Man denke in der Malerei an Rafael und seine Zeit, in der Musik an Mozart, Beethoven und Umgebung, in der Poesie an die griechischen Dramatiker, an Shakspeare mit seinen poetischen Zeitgenossen, an unsern Goethe und Schiller mit ihrem Anhang.

Im Bereich der Wissenschaften bleibt es merkwürdig, daß gerade diejenige, die ins Uebersinnliche, ins Metaphysische reicht, — die speculative Philosophie — nur von einzelnen, weit auseinandergestellten Völkern mit höherer Begabung und höhern Ergebnissen cultivirt worden. Am frühesten vielleicht von den altindischen und ägyptischen Priestern, dann in Griechenland zu des Sokrates Zeit, und endlich in Deutschland von Kant und seinen Nachfolgern, denen Leibniz kurz vorausgegangen war.

Noch vereinzelter erscheinen im religiösen Leben der Menschheit die Verkündiger neuer Offenbarungen und werden daher schon nicht mehr als höchstbegabt, sondern als gottgesandt bezeichnet. So viel ist gewiß: die Zeit, in der sie auftreten, ist prometheisch oder von der Vorsehung

zubereitet, wenn das Ereigniß auch den Zeitgenossen durch ihre Nähe und Beschränktheit wunderbar und den Spätern durch die Entfernung und dazwischenliegende Dämmerungen geheimnißvoll erscheinen mag.

So war im Zeitalter Jesu die jüdische und die heidnische Welt besonders religiös und von übersinnlichen Angelegenheiten gehobener als vorher; Anschauungen und Empfindungen, wenn auch vereinzelt und zerstreut, machten sich geltend als solche, die nachmals, als dieselben im Christenthum, wie in einem Brennpunkt, die Welt entzündeten, für ursprünglich und specifisch christlich gehalten wurden.

Wir müssen uns hier mit den flüchtigsten Andeutungen begnügen, soweit sie nur zureichen, den Leser für unsern Zweck ins rechte Licht zu stellen.

Der Religion der Nächstenliebe und der Gleichheit aller Menschen sind wir schon in Buddha's Lehre begegnet. Gerade diese Verkündigung hatte ihm so rasch die zahlreichen Bekenner gewonnen. Auch die Feindesliebe, unser evangelisches Wort: „Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch beleidigt haben!“ — eine Forderung, die man so gern für das Christenthum als eine höhere Erkenntniß des Göttlichen in Anspruch nimmt, findet sich schon in der altindischen Weisheit, poetisch in der sinnigen Naturanschauung jenes Volks ausgesprochen, wo es heißt: „Sei wie der Sandelbaum, der, von der Axt getroffen, Wohlgerüche verbreitet.“

Wie viel die gelben Gewänder der Buddhamönche zur Ausbreitung dieser guten Botschaft beigetragen, steht dahin. Diese Bettelmönche waren wenigstens so weltläufig wie im christlichen Mittelalter die Söhne des heiligen Franz von Assisi. So viel ist gewiß, daß man zu Christi Zeit in den jüdisch-griechischen Kreisen Alexandriens die Religion Buddha's kannte, und es läßt sich annehmen, daß dieselbe, im Laufe der Jahrhunderte nach Buddha's Vergötterung über Persien bis nach Babylon vorgedrungen, von hier im lebhaften Strom des Verkehrs bis nach Palästina — wenigstens in Bruchstücken von einzelnen Lebensanschauungen — geflößt worden sei. Waren doch auch von den Juden selbst schon bei ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft religiöse Ansichten und Lebensgebräuche aus dem persischen Glauben, aus der Zendsage, mit zum neuen Tempelbau gebracht worden, z. B. die Ansichten von heiligem Wasser und Waschungen, von reinen und unreinen Thieren, von guten und bösen Geistern u. a. Auch der Glaube an Unsterblichkeit leuchtet von jetzt an in der hebräischen Literatur, — sei es, daß er aus der Fremde angezündet, oder aus dem Mosaismus, durch Reibung mit dem Auslande, angefacht worden.

Und da erscheint denn gerade Galiläa durch seine Lage zwischen heidnischen und halbheidnischen Nachbarn recht wie ein Marktplatz, wo alle umlaufenden Münzen und Meinungen angenommen und ausgewechselt wurden. Keine Priesterschaft war hier marktberechtigt einzuschreiten, den Meinungen zu wehren, die Münzen zu entwerthen. Dem

Levitenstamm kam kein Vorrecht religiöser Erkenntniß zu; jeder Jude war eingeweiht und konnte im Namen Gottes reden; denn „Jehovah offenbart sich durch den Mund jedes Gottbegeisterten“. Der Messias werde seine Opferpriester und Leviten aus allen Nationen nehmen, hatte schon Jesaias geweissagt, — ein Priesterthum des Volks!

Bei so eingreifenden Bewegungen, wie Völkerzüge und Weltverkehr, Mischung von Rassen und Ideen, läßt es sich wol begreifen, daß Boden und Luft des geistig-religiösen Lebens sich umwandeln und befruchten konnten, um Palästina zum Lande der Verheißungen — nicht für ein auserwähltes Volk, sondern durch eine neue Offenbarung für die Welt zu machen.

Etwas Geheimnißvolles umgibt aber immer noch die vereinzelten Charaktere, die um diese Zeit mit gotterfüllter Seele zu einer neuen Verkündigung auftraten. Betrachtete man nachmals nur den, durch welchen jene Verheißung das lauteste, weltdurchdringende Wort gefunden, ja der selbst für dies Wort der Gottheit galt: so ist es nicht zu verwundern, daß man sein Erscheinen als eine ganz absonderliche, außerhalb der Weltordnung auf eine vereinzelte Gnade der Gottheit gestellte That zum Heil der Welt verehrte.

Providentielle Menschen werden, sozusagen, mehr nach- als vorerkannt: man sieht sich bei ihrem überraschenden Auftreten nicht nach ihrer Herkunft um, und der glänzende Abendhimmel, der erst später ihrem Hingang nachleuchtet, überschimmert dann den Zeitboden, auf dem sie gewandelt.

Aber es war damit, wie wir es oben bildlich von einem vollendeten Erzeugniß der Natur angedeutet haben, daß ein solches nämlich nie vereinzelt hervorkomme. Einige mit Christus gleichzeitig geborene Männer treten erst nach dem ausgesprochenen Wort Jesu auf; eines Vorgängers aber, der noch in dessen Kindheit reichte, müssen wir flüchtig gedenken.

Rabbi Hillel, 75 Jahre v. Chr. geboren, führte seinen Stammbaum mütterlicherseits auf David zurück. Seine Vorfahren waren anfangs der Rückkehr des jüdischen Volkes aus der babylonischen Gefangenschaft dort noch zurückgeblieben. Er selbst, jetzt in Jerusalem, lebte, von seinem Bruder Schebnah unterstützt, in drückender Armuth und theilte seinen täglichen halben Denar, den er sich mit Holzhauen verdiente, mit dem Thürhüter an der Schule Schemajah's und Abtalion's, um nur als Zuhörer eingelassen zu werden. — Mit solcher Lernbegierde, mit erworbener Gelehrsamkeit und gründlichen Arbeiten für Entwickelung der Lehre, unter Zuziehung babylonischer Ueberlieferungen, verband er den reinsten Charakter herzgewinnender Taubensanftmuth, die dem Zorn keinen Augenblick der Herrschaft läßt. Eine innige Menschenliebe, aus Demuth und Achtung anderer, und ein tiefes Gottvertrauen mit darauf ruhendem unerschütterlichen Gleichmuthe zeichneten ihn aus; als Ideal von Milde und Bescheidenheit stand er bei seinen Zeitgenossen in solcher Verehrung, daß selbst der Wütherich Herodes, der oft wenig zufrieden mit ihm war, nichts gegen ihn wagte. Man hat Sprüche von ihm überk-

liefert, die man vorevangelische nennen möchte: „Sorgte ich nicht für meine Seele, wer thät's?" — „Sei von den Jüngern Aaron's: liebe den Frieden, suche den Frieden, liebe die Menschen, so führst du sie zur Lehre!" — „Was dir unangenehm ist, das thue auch andern nicht!" u. dgl.

Dreißig Jahre v. Chr. wurde er Vorsitzender des Synedriums, des Hohen Raths, mit großem Einfluß auf die Entwickelung des reinen Judenthums, dessen Vollendung oder Wandlung einem Höhern vorbehalten war.

Die Erscheinung des Christenthums, wie nachmals die Ausbreitung desselben, wird heute von seinen Bekennern gewöhnlich nur als ein Wunder begriffen. Wir erkennen sie aber lieber als eine That göttlicher Vorsehung an. Der Begriff der Vorsehung verträgt sich, wie es scheint, mit der erhabensten Vorstellung, die wir uns von einer allwaltenden Gottheit bilden können, mehr als das Wunder, das nur auf etwas Unvorhergesehenes oder auf ein beabsichtigtes Kunststück deuten könnte. Und wer sich in der vorchristlichen Zeit etwas umständlicher umthun will, als wir es hier mit flüchtigen Andeutungen konnten, wird auch mit Bewunderung inne werden, wie alles sich vorbereitet und nach dem zeitigenden Augenblick der neuen Offenbarung oder Offenwerdung hindrängt.

Noch weiter geht selbst ein berühmter und eifriger Kirchenvater, Augustinus, wenn er sagt:

„In der Sache selbst war, was heute christliche Religion heißt, schon bei den Alten und fehlte von Anfang

unsers Geschlechts nicht, bis Christus Fleisch wurde, da denn die wahre Religion, die schon bestand, die christliche genannt zu werden anfing." *) —

3. Geburt.

Die Geburt Jesu wird nach der ältern, im 6. Jahrhundert ermittelten Berechnung in das Jahr 754 der altrömischen Zeitrechnung, nach Roms Erbauung, gesetzt, und hiermit fängt unsere christliche Zeitrechnung an.

Der Evangelist Lukas führt die Mutter Jesu von Nazareth, ihrem Wohnort, nach Bethlehem, einer römischen Schatzung wegen, die in der Wirklichkeit zehn Jahre später stattfand. Matthäus läßt dagegen die heilige Familie erst später sich in Nazareth ansiedeln, nachdem sie aus Bethlehem nach Aegypten entflohen war, um das Kind vor den bösen Absichten des Herodes zu retten, von dessen allgemeinem Kindermord die Geschichte nichts weiß. Markus und Johannes schweigen über das eine und das andere, und im Volke scheint auch nichts Bestimmtes bekannt gewesen zu sein, wie aus Johannes 7, 41 fg. zu vermuthen ist.

So finden wir denn schon bei der Geburt Jesu Mangel an Uebereinstimmung, ja Widerspruch unter den Evan-

*) Re ipsa, quae nunc religio christiana nuncupatur, erat apud antiquos, nec defuit ab initio generis humani, quousque Christus veniret in carnem, unde vera religio quae jam erat coepit appellari christiana. *Retractat*, I, 13.

gelisten, und wir dürfen uns darüber klar machen, daß die Mittheilungen derselben erst spät, aus mündlichen Ueberlieferungen niedergeschrieben, mithin von ihrer ersten Quelle weitab, über menschlichen Boden geflossen sind.

Wir ahnen, daß ein Lebensbild nach der Wirklichkeit Jesu kaum zu wagen sei und sich auf sehr unsichere Linien beschränken müßte, denn die sichern Züge könnten wir eben nur aus den Evangelien nehmen. Zu diesen finden wir uns heute aber in einer sehr fraglichen Stellung. Dieselben sind nämlich, wie wir nachher sehen werden, zu verschiedenen Zeiten und von andern Männern niedergeschrieben, als nach welchen sie genannt sind. Spuren lassen sich nachweisen, unter welchen Zeiteinflüssen sie verfaßt und daß sie da und dort voneinander abgeschrieben, überarbeitet und dabei, wenn auch aus besten Absichten, nicht ohne Zusätze und Weglassungen geblieben sein dürften.

Diesen Bedenken widerspricht auch das bekannte kirchliche Vertrauensvotum nicht, vielmehr bestätigt es sie nur. Denn daß mit der höhern Eingebung, unter welcher die Evangelien geschrieben worden, keine unmittelbare göttliche gemeint sein könne, versteht sich von selbst, indem sonst das erste Kennzeichen einer solchen, die volle Uebereinstimmung derselben wenigstens in den wesentlichen Thatsachen, nicht fehlen würde. Und wie hätte bei einem solchen Dictat von oben bald der eine, bald der andere Evangelist etwas überhören können, — Markus und Johannes z. B. den Aufschluß über Jesu Geburt? Dazu kommt noch, daß unsere vier Evangelien aus einer größern Anzahl

solcher Berichte, die der Kirche anfangs vorlagen, ausgewählt sind, ohne daß gesagt ist, auch die Auswahl sei nach höherer Erleuchtung geschehen.

Nein, wir verstehen unter der höhern Eingebung, die den Evangelien nicht abzusprechen ist, die Erkenntniß, die Jesus selbst in dem Ausspruch andeutet: „Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen." Der wahre Enthusiasmus belebt das Uebersinnliche und erweckt in der Seele ein loderndes Interesse auch für das, was ohne Einfluß auf unser sinnliches Wohl ist. — Aber freilich, es sind menschliche Seelen, die so das Göttliche erkennen, menschliche Herzen sind die Gefäße für solche Eingebungen, — ursprünglich von mehr oder weniger edelm Stoff, verschieden nach geistigem Maß und Form für den Inhalt und selbst ungleich von Begabung für die Mittheilung des Erfaßten.

Und nun bleibt denn von seiten der Gläubigen eine ähnliche Auffassung für solche Mittheilung der Evangelisten gewöhnlich nicht ohne Eifer, unbedacht, daß gerade der heiligste Eifer gar leicht in gleichem Maße die Liebe durch einen Tropfen des Hasses trübt.

Nicht genug aber, daß von der Wirklichkeit geschichtlicher Thatsachen und deren Wahrnehmung nichts leichter und weiter entfernt als solche gehobene Seelenstimmungen, so kommt noch hinzu, daß die nach und nach entstehenden Evangelien — am stärksten das späteste des Johannes — mehr und mehr auf Verklärung der Person Jesu und auf Wunderverherrlichung seiner Thaten mit Beflissenheit aus-

gingen, während wir nach einem Bilde seiner Lebenswirklichkeit suchen. — Und geben wir nun auch zu, daß ein solches mit einer Art von Takt für das Persönliche im Menschenmöglichen könne gefunden werden, so ist doch solcher Takt auch wieder persönlich und individuell, sodaß wir zuletzt bei der Ueberzeugung stehen bleiben, es könne ein jeder nur für sich selbst eine solche leichte Skizze oder — Studie entwerfen, wie auch jeder Maler nur seinen Jesus malen kann.

Bleibe dies nur jedwedem unverwehrt, wie auch wir keinem zu nahe treten, der die Bibel anders liest als der Prüfende!

Der Gläubige findet keine Widersprüche, keine Lücken in den Evangelien. Er nimmt jedes Wort für sich und findet Nahrung darin; jeder Ausspruch ist ihm eine immer frische Quelle der Beruhigung, des innern Friedens und beseligender Erhebung.

Wohl denn! Die Jahrhunderte haben an Jesus ihren Gott gefunden; warum dürfte die Gegenwart nicht den Menschen an ihm suchen, der er doch auch war? Aber so ist es: während die einen ihm nicht die volle Gottheit zuerkennen können, stellen die andern in Abrede, daß er ein richtiger Mensch, also auch nicht ohne menschliche Schwächen gewesen sei, und man wird — wenn über solchen thörichten Streit ein Scherz erlaubt wäre — an Lichtenberg's Messer ohne Klinge erinnert, woran der Stiel fehlt. — —

Mit diesen Voraussetzungen, die sich nachher näher begründen werden, schöpfen wir aus den Evangelien in der Weise, wie die Evangelisten einst aus den Bächen der Ueberlieferung geschöpft haben. Ein anderer Himmel schien damals und scheint heute hinein, und die Herzen fassen es anders. Die Offenbarungen, wie wir vernommen, wechseln, indem sie wachsen, und die höhern Eingebungen des prüfenden Geistes verlieren dabei nicht an ihrem Recht gegen jene einer gläubigen Seele; nur daß beide einander nicht auszuschließen brauchen und — ja nicht verdammen!

Nach jener Geburt Jesu gingen 30 Jahre hin, deren Annalen über das Leben des Knaben und Jünglings in Nazareth kein beschriebenes Blatt enthalten.

Wunderbar! Kein Wohlthäter der Menschheit, kein Heiland der Welt ist, wie eben der größte, der erhabenste, mit so leisen Sandalen und flüchtigen Schritten über die Erde gewandelt. Ist es darum, daß er so spurlos vom Boden der Geschichte in göttlicher Verklärung obschwebt und jeden Tag wiederzukommen scheint, nur anders, als dortmals die Apostelzeit ihn richtend und ein Gottesreich stiftend erwartete?

Der einzige Lukas erzählt das einzelne Ereigniß, daß der zwölfjährige Knabe mit den Aeltern zum Passahfest nach Jerusalem gewandert, auf dem Rückwege von ihnen erst spät vermißt und endlich im Tempel wiedergefunden worden sei, — fragend und zuhörend unter den Schriftgelehrten.

Obgleich nur von dem einen Evangelisten berichtet, wird doch das kleine Ereigniß unter den bezeichneten Umständen von seiner hohen psychologischen Bedeutung gedeckt. Man hat auch in andern Lebenskreisen — sie mögen untergeordnete heißen — von Knaben nicht höhern Alters erstaunliche Proben früh geahnten Lebensberufs. Und so spricht sich in der Antwort, die der von der Mutter getadelte Sohn gegeben: „Muß ich nicht in dem sein, was des Vaters ist?" die Idee, die hohe Vorbestimmung seines Lebens aus. —

Was der Mensch durch innere Eingebung oder ursprüngliche Mitgabe hat, kann er durch keine Lehre empfangen. Dennoch erinnert uns die Prüfung, die der Knabe dort im Tempel bestanden, an seine vorausgegangene

4. Schule.

Von der Schule Jesu haben die Evangelisten keine Erinnerungen oder Ueberlieferungen. Sie gehen nicht über seine Reden und Thaten zurück. Freilich lebte man dort und damals nicht, wie wir heute, in Schulgedanken. Das Leben war die Universität für alle und brachte für jeden einzelnen die Prüfungen mit sich. Das Alte Testament war das Schulbuch für alle Klassen des Volkes. Hohe Schulen für gelehrtes Verständniß der Heiligen Schrift schlossen sich in Jerusalem um den einen Tempel ab, wo sich denn auch die eigentliche Priesterschaft versammelt hielt.

In den Provinzen waren die Synagogen der Ort, wo man am Sabbat zusammenkam, das Gesetz und die Propheten zu lesen und zu besprechen. Statt des bestellten Vorlesers selbst zu lesen, zu fragen, Einwendungen zu erheben war jedem Israeliten gestattet; es bestand ja kein priesterliches Vorrecht der Schrifterklärung. Bei dem hohen Ansehen der Gesetzesgelehrten, — eines Hillel, Schammai, Gamaliel u. a. verbreiteten sich wol einzelne Auslegungen derselben in die Synagoge der Provinzen. Ja es läßt sich denken, daß bei der erwähnten Freiheit der Forschung und Rede, unter den lebhaften Bezügen des Volks nach Babylon und Aegypten hin und inmitten heidnischer Nachbarn, besonders in Galiläa, auch fremdnationale Religionsansichten und Gebräuche sich in die Sabbatunterhaltungen gemischt haben.

Wer möchte bezweifeln, daß der heranwachsende Jesus, der schon als Knabe in dem prachtvollen Tempel, in der Fremde zu Jerusalem, unverschüchtert geblieben war, sich in der Synagoge zu Nazareth nicht fleißig eingefunden, mitgesprochen, sich belehrt und erweckt habe? Doch blieb dieselbe wol auch seine Hauptschule nächst der häuslichen. Diese war enge. Die Mutter stand in der Richtung der Synagoge, und des Vaters Joseph Hobelbank und Zimmermannsaxt schaffte schwerlich über das Städtchen und die Nachbarschaft von Nazareth hinaus. Bei Erbauung der Stadt Tiberias, die in dieser Periode geschah, hat der fromme Meister wol keine Arbeit gesucht und gefunden, zu welcher er seinen Lehrling und Gesellen hätte mit-

nehmen können. Der Platz stand bei den Juden in einigem Verruf. —

Der alte Herodes hatte nämlich vor seinem Tode das Reich unter drei seiner Söhne vertheilt, sodaß Archelaus mit der Königswürde Judäa und Samaria, — Herodes Antipas Galiläa und Peräa als Tetrarchie und Philipp die übrigen Provinzen unter dem Namen der Tetrarchie Trachonitis erhielten. Aber schon nach einigen Jahren war Archelaus von Kaiser Augustus entsetzt und nach Gallien verbannt worden; sein Reich wurde seitdem, zum römischen Staat geschlagen, durch Procuratoren, sogenannte Landpfleger, von Cäsarea aus verwaltet, — heißt das, Ruhe und Ordnung wurden überwacht, die Abgaben erhoben und die peinliche Gerichtsbarkeit des geistlichen Hohen Raths, des Synedriums, controlirt. Antipas und Philipp waren in ihrer Herrschaft geblieben, zwei unbedeutende, baulustige Herren, von denen jener eine neue Residenz in paradiesischer Lage am See Gennezareth erbaute, die er dem neuen Kaiser Tiberius zu Gefallen Tiberias nannte.

Eine nächste, stets offene Schule für den sinnigen Jüngling wäre sodann die Natur gewesen. Allein das Judenthum hatte sich mit der Abkehr von den Altären der heidnischen Naturgötter zugleich von der Natur selbst, in ausschließender Religiosität, zum außerweltlichen Jehovah bekehrt. Die Natur war kein Gegenstand sympathischer Hingebung; der Aufenthalt der Dämonen lockte nicht zur Erforschung der Tiefen und Geheimnisse der Schöpfung.

Nur die echten Propheten hatten einst noch Sinn für Natursymbolik gehabt, als der Schriftzüge, mit denen Jehovah seine Mahnungen und Warnungen an das auserwählte Volk ertheilte.

In solcher Befangenheit gegen die Natur wandelte wohl aber Jesus nicht in der reizenden Umgebung von Nazareth. Das so gesund athmende Bergstädtchen in jenem Gebirgsspalt, in den sich die Ebene von Esdrelon verliert, hatte frische grüne Gärten, hegte heimliche Bergthäler, die aufwärts zum Ausblick nach dem Berge Karmel führten. Hier und dort begegnete der wandelnde Jüngling mit der ihm eigenen poetischen Sinnigkeit für die spielenden Kinder des Naturlebens den Rosen und Lilien, den buntfarbigen Blumen des Feldes, die sein himmlischer Vater, ohne daß sie spinnen und nähen, mit salomonischer Pracht kleidet, flatterten die Vögel, zierliche Turteltauben, blaue Amseln und kirre Lerchen, — alle ohne Arbeit und Sorgen genährt. Hier umwebte den träumerischen Gesellen all die Anmuth und Innigkeit, in die nachmals der lehrende Meister die ihm so eigene poetische Parabel kleidete.

Die hohe Einsamkeit der Bergthäler, die den Träumen eines reinen Jugendherzens von einem schuldlosen Lebensglück und dem erwachenden Gedanken von einem Reich Gottes auf Erden entgegenkam, entwöhnte nun freilich auch den Träumer allzu früh der leichtgeherzten Kameradschaft, die sich abendlich am großen Brunnen um die wasserholenden Jungfrauen versammelte. Die Frauen Nazareths waren noch in späterer Zeit durch ihre Schön-

heit berufen, und ein natürliches Wesen, eine unbesorgte Leutseligkeit zeichnete die ganze Bewohnerschaft aus.

Von daher mochte es kommen, daß Jesus nachmals als begeisterter Lehrer und Wunderthäter gerade in Nazareth am wenigsten Glauben und Anhang fand und selbst den Widerspruch seiner Familie erfuhr. Er schien der aufgewachsenen Generation mit wenig sympathischen Erinnerungen verwebt zu sein.

Noch weiter ab als die Natur mit ihren Geheimnissen lagen für Jesus und sein Interesse die Welt mit ihrer Weisheit und Wissenschaft, die Kunst mit ihren Schöpfungen, Ebbe und Flut des Völkerlebens und die Schwankungen der Throne.

Von Reisen, wie Pythagoras, Plato und andere Forscher sie nach weiten, zerstreuten Lebens- und Wissensgebieten ausgeführt hatten, ist hier vollends keine Rede, und die wunderliche Legende, nach welcher Jesus mit Abgar, dem vierzehnten Regenten dieses Namens zu Edessa im westlichen Mesopotamien, in einem Briefwechsel gestanden habe, fällt wie ein Scherz zwischen seine kleinen Fußwanderungen nach dem Jordan und der syrischen Grenze.

Nein, seine Mission wie seine Begabung wiesen nach keiner Erweiterung menschlichen Wissens durch hervorragenden Geist, sondern zur Sammlung einer gottvertieften Seele, um eben aus dem Abgrund des Unendlichen die neue Offenbarung von der Freiheit des Geistes zur Er-

neuerung der Welt und den heiligen Graal der Liebe zur Beseligung der Menschheit zu erheben.

Warum sollten wir hier, gegenüber einem wundersamen Synchronismus — einem bedeutsamen Zusammentreffen zweier gleichzeitigen Begebenheiten — nicht kurzen Halt machen, um darin die sinnreiche Bedeutung zu erkennen, wie viel der Mensch aus der Breite des Lebens zu erobern vermag, und was er nur aus der Tiefe desselben zu erwarten hat!

Der neben dem jüdischen Zeitgenossen Philo, ebenwol gleichzeitig mit Jesu, in der kappadocischen Stadt Tyana geborene Grieche Apollonius ist in seinen Thaten und angeblichen Wundern, aus verschiedenen Absichten, mit Jesu verglichen worden; man kann ihn aber auch nach den starken Zügen, mit denen er in dem biographischen Roman des Philostratus dargestellt ist, als Gegenbild von Jesus betrachten. So weit nämlich die damalige Geographie Reisepässe gab, — östlich bis Indien, westlich bis Spanien — hat den hochbegabten und persönlich ausgezeichneten Mann sein Forschen nach dem wissenschaftlichen und religiösen Leben der Völker getrieben. Und „indem er auf diese Weise nicht blos alle philosophische und religiöse Weisheit der Alten Welt, sondern auch alles, was sonst in den von ihm durchwanderten Ländern und Völkern wissenswerth war, kennen lernte und in sich aufnahm, wurde er dadurch von selbst der lebendige Spiegel, in welchem sich alles Wissenswürdige seiner Zeit reflectirte“.

Dieser Spiegel aber, in den Rahmen eines langen und glänzenden Lebens eingefaßt, lag endlich zerbrochen, die Reflexe erloschen und hinterließen keine historische Nachwirkung neben dem wachsenden Christenthum. Und war es wirklich der edle Zweck seines Wirkens, — „der Unwissenheit und Gleichgültigkeit in göttlichen Dingen, den sittlichen Mängeln und Gebrechen, die unter seinen Zeitgenossen herrschten, den verschiedenartigen Verirrungen, die er bei einzelnen da und dort wahrnahm, soviel er vermochte zu begegnen, um dadurch das Misverhältniß aufzuheben, in welchem die Menschen seiner Zeit zu der Idee standen, die nach seiner Ansicht im menschlichen Leben verwirklicht werden sollte“, so sind doch alle diese Bemühungen und Verdienste in ihren rieselnden Bächlein vom Strom des Christenthums, als derselbe die griechischen Provinzen berührte, aufgenommen worden. Für sich selbst hat Apollonius, ob auch unbedacht, sich nur als ein würdiger Zeit- und Mitgenosse der hohen Verkündigung Jesu in einer Stelle der ihm zugeschriebenen Briefe ausgesprochen, indem er sagt: „Ich weiß gar wohl, wie schön es ist, die ganze Erde für sein Vaterland zu halten und alle Menschen für seine Brüder und Freunde, da wir ja alle göttlichen Geschlechts sind und von Einem Vater abstammen, da in jeder Beziehung unter allen eine allgemeine Gemeinschaft der Natur stattfindet, vermöge welcher ein jeder, wo und in welchen Verhältnissen er auch leben mag, sei er Barbar oder auch Grieche, doch immer Mensch ist.“ — —

Indem wir nun, selbst von diesen edeln Worten erinnert, uns dem Auftreten Jesu nähern, müssen wir voraus einen Blick in den Lebenskreis thun, der ihn für sein Wirken aufnahm und seine Schule mit dem Lehramt abschloß.

Die zwei Brennpunkte dieses sozusagen länglich gezogenen Kreises bildeten der See Genezareth mit der umwohnenden Bevölkerung, die Jesu Lehre empfingen, und der Tempel von Jerusalem mit der Hohenpriesterschaft, die seine Verkündigung überwachten; dort in der Nähe lag der Berg Tabor seiner Verklärung, hier der Golgatha seiner Vollendung.

Es war ein tapferes, gutmüthig-heiteres, arbeitsames Völkchen, diese Galiläer, das, einfach in seinen Sitten und Bedürfnissen, sorglos und etwas sanguin, den fruchtbaren, quellenreichen Boden mit seinen Obstgärten und Weinbergen tüchtig anbaute und Fischfang betrieb, — echte Hebräer, eifrig religiös, aber auch national eifernd. Abergläubig und wundersüchtig fürchteten sie sich vor Dämonen und haßten die römischen Zöllner.

Die von den Römern eingeführte Kopfsteuer, Abgabe von den Feldfrüchten und Häusern nebst Ausgangszöllen hatten anfänglich Widersetzlichkeiten hervorgerufen, und noch immer wurde jeder, der sich bei der Verwaltung als Zollpachter oder Zöllner betheiligte, für ehrlos angesehen, in guter Gesellschaft nicht geduldet und fand als Zeuge keinen Glauben. Und da mancher eigennützige oder leichtfertige

Gesell darunter sein mochte, so hieß Zöllner so viel als Gesetzesübertreter, als **Sünder**.

Das war die rechte Stimmung im Volke zur Aufnahme der wieder erweckten Messiaserwartung. Der Messias hatte ja Macht über die Dämonen und erschien, um Israel aus dem Druck der Heiden zu erlösen und siegreich die Völker zum Dienste Jehovah's zu beugen.

Wenden wir uns nach Jerusalem, so finden wir um den Tempel und den Sanhedrin ein lebhaftes Sektenleben, das uns doch auch hier, im Mittelpunkt der im jüdischen Volke vorherrschenden Religiosität, nicht verwundern wird; denn allerdings hatte unter geschichtlichen Einflüssen das religiöse Bewußtsein an Aufklärung gewonnen. Ein weiterer Umblick von hier in die Welt, Einsicht in die wirklichen Lebensverhältnisse und das Heraustreten aus dem engen Kreise des Ueberkommenen hatten in Ueberzeugung und Bestreben mancherlei Scheidung und Trennung hervorgerufen.

Die streng religiöse Partei der Assidäer bestand schon länger nicht mehr. Zurückgezogen aus dem Weltleben in die Einsamkeit, hatte sie sich in den Orden der Essäer und der ägyptischen Therapeuten umgebildet. Zwei höchst merkwürdige Sekten, die, in ihrer mystisch-erbaulichen Gottesweisheit und Lebensweise mit der reinsten Vergeistigung des Heidenthums im Pythagoräismus zusammenhängend und in das Judenthum eingreifend, bald auch in historische Berührung mit dem Christenthum kamen.

Aus der Gegenwart so weit zurück übersieht man leicht den Zusammenhang, in welchem zur Zeit Jesu durch sittliche und religiöse Ideen und Anstalten die entlegensten Völker standen. Solche Betrachtung macht aber die Erscheinung des Christenthums selbst oder doch so manches begreiflich, was sich der einfachen Lehre Jesu anbildete. So erinnert wirklich der eigenthümliche Verein der Essäer, dem Christus wenigstens nahe stand, in manchen Stücken an den Pythagoräischen Bund. Wir gedenken der Gütergemeinschaft und des strengen Stillschweigens der Essäer, ihrer täglichen Reinigungsgebräuche, der Verwerfung blutiger Opfer, Heilighaltung der Siebenzahl, ferner ihrer Ansicht von der göttlichen Vorherbestimmung, von der hohen Bedeutung der Unsterblichkeit, sowie ihrer Verehrung der Sonne, der als dem reinsten Bilde des Lichtwesens der Gottheit sie jeden Morgen sich mit dem Gebet zuwendeten, daß ihnen nicht der gewöhnliche Lichtglanz, sondern der höhere Schein der innern Sonne — Wahrheit und Schärfe des geistigen Auges zutheil werden möge. Dabei lebten die Essäer in Ehelosigkeit und begingen ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten wie eine Art von Gottesdienst, — die Tafel als den Altar, die Speisen als Opfer betrachtend.

Dies war begreiflicherweise kein Bund, kein Bekenntniß für die Gesammtheit des Volkes. Der Schwerpunkt der Nation lag dagegen in der umfassendsten Sekte der Pharisäer, — der „Absonderlichen“. Das Ziel dieser

religiös-politischen Partei versteckte sich in ihrem Bestreben, — unter strenger Beobachtung der religiösen Vorschriften für nationale Unabhängigkeit zu wirken, wenngleich nur die Führer derselben mit voller Absicht dabei zu Werke gingen.

Diese selbst, die Schriftgelehrten (Soferim), unterschieden sich in verschiedene Untersekten, sogar in ihrer äußern Haltung bei öffentlichem Erscheinen, z. B. durch die Breite des Kleidersaums.

Die heftigen Aeußerungen und Reden Jesu gegen die Pharisäer können wol nur im engern Sinn auf die Heuchler und Scheinheiligen unter ihnen bezogen werden, an denen es nicht gefehlt haben wird. Denn von andern Seiten standen die Pharisäer keineswegs in Misachtung beim Volke, vielmehr waren sie für ihre strenge sittliche und mäßige Lebensweise anerkannt und hatten, als die nationale Partei, sich in der Volkssache stets opferwillig finden lassen. Nur war es ihnen dabei begegnet, daß sie gerade in dem irrigen Bestreben, den Druck der Fremdherrschaft durch äußerliche Geltendmachung des Gesetzes zu überwinden, selbst dem Aeußerlichen, dem Schein verfielen, was der Ueberzeugung Jesu vom ausschließenden Werth der Gesinnung entschieden widerstrebte.

Bei aller Strenge aber, mit welcher die Pharisäer eine jede Abweichung vom Gesetz für eine Schändung des Heiligen erklärten, kannte man sie doch dafür, daß sie in ihren Richtersprüchen, besonders in peinlichen Fällen, sich stets milde und wohlwollend erwiesen.

So weit ging die dritte Hauptpartei, die der Sadducäer, in keiner Richtung mit. Sie, die Aristokraten, aus denen die Krieger, die Feldherren und Staatsmänner genommen wurden, und die in verschiedenen Feldzügen zu Ansehen und Reichthum gekommen waren, huldigten freiern Ansichten in Gesinnung und Lebensweise, indem sie, ohne der Volksreligion gerade abwendig zu werden, dieselbe doch dem nationalen Interesse unterordneten. — Die wirklichen Lebensverhältnisse, meinten sie, seien nicht immer so angethan und gefügig, daß man sie nach den Anforderungen religiöser Vorschriften einrichten könnte. Uebrigens hange das Wohl und Wehe der Menschen von ihrem eigenen Thun und Lassen ab; es sei thöricht, die Hände in den Schos zu legen und auf die Dazwischenkunft Gottes in Staats- oder Familienangelegenheiten zu warten; Lohn und Strafe folgten aus den Handlungen der Menschen und warteten auf keine Auferstehung nach dem Tode zum Gericht.

Mit all diesem Weltverstande, der das Glaubens- und Ceremonienleben so viel leichter als der Pharisäismus nahm, gewannen sie doch keine Sympathie im Volke. Bei der entschieden religiösen Richtung, besonders auch der Frauen, nach den hergebrachten Begriffen äußerer Nationalheiligkeit ließ man sich lieber eine, wenn auch übertriebene Strenge gefallen, wozu denn freilich kam, daß man die aristokratischen Sadducäer doch auch von seiten ihres Hochmuths, ihrer Unfreundlichkeit und besonders auch ihres strengen Gerichtsverfahrens kannte.

In welche Beziehung zu diesen Hauptsekten Jesus vor seinem evangelischen Auftreten gekommen sei, ist ohne Nachricht geblieben. Nachher zeigte er einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die Pharisäer, denn mit den Sadducäern fand er sich, wenigstens hinsichtlich einer Ablehnung des Opfer- und Ceremonieneifers, schon eher einverstanden. Ganz zurückhaltend bleibt er gegen die Essäer, mit deren Einrichtungen und Gebräuchen er doch in mancher Lebensansicht und Gewohnheit übereinstimmt. Wir erinnern uns an seine Vorliebe für Gleichnißreden, an seine Warnung vor Eidschwur, an seine Ansicht von der Ehe, die er, wenn auch nicht verwirft, doch nicht besonders anempfiehlt. Er liebt gemeinschaftliche Mahlzeiten auch mit seinen Jüngern, übt Fasten und Taufwaschungen und geht mit seinem Hauptlebensberuf auf Heilung sittlicher und körperlicher Gebrechen aus, wie denn die essäischen Therapeuten als wandernde Aerzte bekannt waren.

Diesen hohen Lebensberuf trat er denn auch mit einer Taufe an. Der Gebrauch der Taufe scheint aus dem hintern Asien, besonders aus Zoroaster's Religion zu stammen, in welcher alle Weihungen vom Bösen und zu höherer Vollkommenheit durch Taufe geschahen, wie denn Wort und Wasser, Gebet und Waschung als die Hauptstücke der Verehrung des guten Gottes Ormuzd und als die Waffen gegen Ahriman, den Gott des Bösen, galten. Es gab religiöse Bekenntnisse wiederholter Taufen, wie im Sabäismus des Bodhisattva, eines weisen Chaldäers. Eine einmalige Taufe, als Weihe für das ganze Leben,

spendete Johannes, als er in seinem rauhen Gewande aus der Wüste am untern Jordan Buße predigend hervortrat.

Dort suchte ihn Jesus auf und forderte die Taufe, die ihm denn auch unter bedeutsamen Naturerscheinungen und mit Weissagungen des Wüstenpropheten ertheilt wurde.

5. Persönlichkeit.

Die Persönlichkeit Jesu, die nun an uns herantritt, wird in den Evangelien des Matthäus und des Lukas in Geschlechtsregistern, — dort von Abraham herab auf Joseph, hier von Joseph zurück bis Adam geführt, von welchem es heißt: „Der war Gottes."

Eine weltgeschichtliche Persönlichkeit, wie die von Jesus, hat aber auch eine historische Abstammung.

Unter den Völkern des Alterthums hatte, wie schon bemerkt, das hebräische eine vorherrschend religiöse Richtung; wenigstens war es ausschließender als andere von der religiösen Idee bestimmt. Alle andern Bestrebungen des Völkerlebens — auf Handel und Weltverkehr, auf Civilisation und Gesetzgebung, auf Kunst und Wissenschaft — nehmen im Judenthum auch da, wo sie nicht gänzlich vernachlässigt werden, doch religiöse Färbung oder Beziehung an. Denn Jehovah ist der Nationalkönig und der Hofhalt mithin übersinnlich.

Das Volk selbst aber war sinnlich genug und ergab sich, so oft es durch die Schwäche seiner weltlichen Macht den Waffen heidnischer Völker unterlag, sofort auch den

Verlockungen ihrer Götter. Doch unter dem Beistande seiner Propheten, die ihm in donnernden Verkündigungen das nationale Misgeschick als Strafgericht Jehovah's für den Abfall von ihm begreiflich machten, erhob es sich immer wieder und pries in reumüthigen Psalmen den einen Gott.

So kämpfte sich der Monotheismus gerade durch die nationalen Verhängnisse immer reiner und mächtiger hindurch, zuweilen siegreich über die heidnischen Nachbarvölker. Seit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft hielten sich die Gläubigen immer fester an den einen Tempel in Jerusalem, und alle religiösen Anschauungen zogen sich mehr und mehr auf einen Einheitspunkt der Gotteserkenntniß in Form eines nationalen Bundes mit Jehovah oder Jahve.

Während der Jugend Jesu verengte sich dieser Bund noch immer. Der politische Druck der Römer, seitdem diese zuletzt auch noch das Königreich Judäa in eigene Verwaltung genommen hatten, preßte sozusagen die jüdische Religiosität, die Hauptkraft der Nation, gegen den neuen Tempel, der hinwieder eine Art von Reaction dadurch ausübte, daß er, an die alte nationale Herrlichkeit erinnernd, neuen Muth, neue Erwartungen entzündete. Apokryphische Weissagungen, die jetzt erschienen, erinnerten an altprophetische Andeutungen auf die Ankunft des Messias, die sich gerade für diese Tage berechnen ließ.

In diesen Gipfelpunkt des Judenthums trat nun Jesus aus dem Gebirgsthal um Nazareth, — er selbst in leben-

diger Gottesempfindung persönlich so abgeschlossen, wie es das Volk in nationalem Sinne war.

So hatte mithin der Stamm Israel, nach mancher Verpflanzung, endlich in dem glücklich gemischten und culturhistorisch so günstig klimatisirten Boden Palästinas seine höchste Blüte gebracht, aus deren blutrothem Kelche, zur Erneuerung der Welt, eine höhere Offenbarung erwachsen sollte.

Wir nehmen hier das Wort Offenbarung, übereinstimmend mit dem gebrauchten Bilde von der Blüte, in dem Sinne, daß ähnlicherweise, wie die Blüte das Innerlichste, man möchte sagen — das Seelische ihrer Pflanze ans Licht bringt, so auch die Verkündigung Jesu das tiefste Wesen der Menschheit im Verhältniß des Menschen zu Gott offenbart.

Wir denken nicht dem christlichen Glauben an eine göttliche Vorbestimmung Jesu dadurch zu nahe zu treten, daß wir darauf hinweisen, wie ihm die geschichtliche Entwickelung seines Volks und mit derselben gewissermaßen die ganze Vorwelt entgegenkam. Vom kirchlichen Standpunkt erscheint er durch ein Wunder; wir halten es einmal lieber mit den Wegen der Vorsehung, die in dem einen großen Wunder des Daseins waltet. Dies bleibt uns zum Forschen und Bewundern gegeben, ohne daß wir es durch Ersatzwunderchen unserer Geistesbeschränktheit erläutern könnten in jener unerfaßlichen Weisheit, in welcher auch Jesus die Herrlichkeit seines himmlischen Vaters

erkennt, der zum Budget seiner Weltregierung keiner jeweiligen Anleihe bei seiner Allmacht bedarf.

Mit dieser Vorstellung von Gott hebt sich das Bild Jesu aus seinem nationalen Grunde mit zunehmender Klarheit persönlich hervor — durch die Offenbarung seines religiösen Gemüths.

Religion, indem sie ein mit Vernunft begabtes Geschöpf auf den tiefsten Grund und das letzte Ziel seines und alles Daseins hinweist, ist begreiflich genug bei allen Völkern die höchste Angelegenheit des Lebens gewesen, und kein Wort bezeichnet treffender als dies lateinische, in seiner Bedeutung von „Zurückbinden", „Wiederanknüpfen", das Verhältniß zwischen der in ihre Unbegreiflichkeit zurückgezogenen Gottheit und dem von ihr abgekommenen Menschenthum. In seinem eigenthümlichen Wesen unerfaßlich, wie das Göttliche ist, hat es die erhabensten Geister vor und nach Jesus fortwährend angezogen, ihm, dem Absoluten, wie man es abstract bezeichnet, in speculativer Richtung näher zu kommen, — Adler der Menschheit, die zum höchsten Fluge sich Athem und Auge zutrauten. Doch die Menschheit im ganzen lebt in solcher Höhe nicht; sie ist auf einen Boden gestellt, dessen die Strahlen des Göttlichen selbst zu bedürfen scheinen, um Wärme und Fruchtbarkeit hervorzubringen.

So belebend und schöpferisch erweist sich nun die Vorstellung Jesu vom Verhältniß der Menschenseele zur Gottheit. Oder gäbe es irgendeinen Wechselverkehr, — inniger durch Vertrauen und Hingebung, als den zwischen Kind

und Vater, worin eine Menschenseele sich der ihr eigens verliehenen Kraft bewußt, im Guten sich erkannt, in ihren Schwächen gehoben und selbst in ihrer Versunkenheit sich der Rettung so nahe finden könnte? — Ein Verhältniß so enge, daß keinerlei äußere und innere Bevorrechtung, selbst nicht der Geistesbegabung, Platz finden kann, und doch auch wieder weit genug, daß alle menschlichen Herzen Raum und Freiheit haben, jedes sich anders und anders, nach der Eigenthümlichkeit seines Geistes und Charakters zu entwickeln und hierin das eigene Glück zugleich mit den Absichten der Gottheit zu erreichen.

Aber aus diesem innern Verhältniß folgt nun auch alle äußere religiöse Bethätigung.

In Angst und Anbetung, Versöhnung auf wunderlichen Wegen suchend, verlor sich der Mensch der Vorwelt an die Natur und in die zerstreuenden Richtungen des Lebens. Selbst das Judenthum, wenn es auch aus jeweiliger Verirrung zum Naturcultus sich zum Dienst Jehovah's wieder zurechtfand, legte doch auf die natürliche Wirklichkeit äußerer Leistungen den höchsten Werth, — auf Tempelceremonien, auf Versöhnungsopfer, auf vorschriftliche Lebensordnung u. dgl.

Jesus weist dagegen auf das Innere des Menschen. Die Schöpfung Gottes voraussetzend, weiß oder lehrt er nichts von ihrem Entstehen, ihrer Bestimmung und ihrem Ende, nichts von den Gesetzen und der Entwickelung der Natur. Er forscht nicht nach dem Ursprung des Bösen in der Welt, sondern weist die Wurzel desselben im mensch-

lichen Herzen nach. Von hier aus verlangt er Wiedergeburt der Gesinnung anstatt äußerer Ceremonien, Opfer sündiger Neigungen statt der Schlachtopfer und statt des Dienstes im Tempel — Freiheit der Andacht und Hingebung des Herzens an die Pflichten des Lebens. Vorschriften für Waschungen, Speisen, Kleidung, Tagesgebete u. dgl. gibt er nicht, und von der Sabbatordnung geht er ab, wo es die Menschenliebe fordert.

Denn die Verehrung Gottes tritt hinter die Liebe zurück, und man kann Gott nur in den Menschen lieben. In seiner unbegreiflichen Persönlichkeit ist Gott kein unmittelbarer Gegenstand der Empfindung, die wir Liebe nennen; nur die Erscheinungen, die Manifestationen des Göttlichen im Leben können wir lieben, am sichersten in den Menschen, soweit dieselben des Göttlichen, des Unvergänglichen theilhaftig erscheinen. Nur aus der Grundlage des Gemüths zu unterschiedloser Güte, worin Jesus sich in Uebereinstimmung mit Gott fühlte, konnte er seine Vorstellung von Gott schöpfen. Gerade dieser ungewöhnliche Antheil am Göttlichen, der in unbegrenzter Güte, Milde, Hingebung und in allen erhabenen Empfindungen die Persönlichkeit Jesu — sozusagen — durchleuchtete, verlieh ihm jene unwiderstehliche Macht über die Menschen, die noch lange, nachdem er selbst der Sichtbarkeit entzogen war, in den Nachrichten über ihn wie ein haftender Zauber nachwirkte, wie das Nachtönen einer Glocke, die ein hohes Fest ausgeläutet hat.

In ihm war eben jene fortwährende Offenbarung des

Göttlichen in der Menschheit einmal recht strahlend hervorgebrochen. Nur der Glaube an diese bleibende, unserm Geschlecht innewohnende Offenbarung wird dem Individuellen der einzelnen Menschen auch in ihren Mängeln und Gebrechen — gerecht, wie es Jesus gegen alle war. Denn dieser Glaube erkennt die Actie an, die jede Menschenseele, mit höherm oder geringerm Dividendeantheil, am Göttlichen besitzt, und achtet daher auch abweichende Meinungen in religiösen Dingen, ohne zu verdammen. Nur der Kirchenglaube, der an einer besondern, wunderbaren Offenbarung festhält, genießt noch des Vorrechts und macht es sich zum Genuß, — zu hassen, zu verfolgen, mit Fluch oder Feuer zu verdammen. — „Ihr richtet nach dem Fleisch“, sagte Jesus einmal zu den Pharisäern, „ich richte nicht!“

Sollen wir nun den Kern der Lehre Jesu in Einem Wort ausdrücken, so wäre es: Freiheit des Geistes mit dem Herzen der Liebe, — eine Offenbarung des Guten an sich, das, nach allen Richtungen des Lebens sich ausbreitend, die Seligkeit aller in Absicht hat.

Doch läßt sich sagen, daß Jesus hauptsächlich durch seine Persönlichkeit wirkte, in der eben seine Lehre von der Liebe lebendig wurde und mit einem Hauch dieses Lebens sich verbreitete. Kein Wunder, daß die Menschen, die von ihm wie bezaubert waren, ihrem Herzen nur dadurch genugthaten, daß sie ihn auf das Fußgestell einer göttlichen, nach Fülle und Substanz verschiedenen Begabung über ihresgleichen erhoben.

Seine Lehren lagen bereits zerstreut in der Welt, mußten sich aber im Herzen eines hohen Menschen sammeln; die Strahlen der Wahrheit mußten sich in einem Brennpunkt vereinigen, um zu zünden. Indeß sind doch manche der von Jesus ausgehenden Strahlen reiner und eigenthümlicher an sich, und so reicht z. B. Plato's Ansicht vom „Gottähnlichwerden" des Menschen nicht an die Lehre Jesu von der lebendigen Darstellung des Göttlichen in der menschlichen Persönlichkeit.

An sich selbst hat er diese Lehre bestätigt, und zur Anerkennung dessen rufen wir mit Haller's an eine Geliebte gerichteten Worten:

Ich strebe nicht, dich zu vergöttern,
Die Menschheit ziert dich allzu sehr!

Erst in dieser Vollendung zu reiner Gottinnigkeit und fleckenloser Hoheit tritt Jesus, ein Dreißiger, öffentlich hervor. Von seiner Jugend wissen wir gar nichts. Es waren wol die Jahre der Arbeit und ohne Zweifel auch des Kampfes zu solcher Vollendung. Das Gerüst zum Tempel Gottes, den er an sich erbaute, war abgebrochen, der Grundstein fertig, den er mit sich zum Reich Gottes auf Erden zu legen dachte, und so schloß er wol mit Absicht seine Werkstatt hinter sich zu. Nur mit dem Erbauten wirkt man erbaulich für andere und der Meister, indem er Schüler annimmt, behängt sich nicht mit den Fehlern oder doch mit den Mühen seiner Lehrjahre.

Hier entsteht nun die bekannte Frage nach der Sünd-

losigkeit Jesu. Die kirchliche Voraussetzung seiner Gottheit weist diese Frage als unstatthaft zurück und nimmt ihm dadurch seine Menschheit; sie läßt aber doch sein Leiden zu, was in gleichem Widerspruche mit dem Wesen der Gottheit steht.

Für uns kann dem Menschen Jesu nichts Menschliches fremd gewesen sein; die Möglichkeit zu sündigen liegt aber im Begriff des Menschlichen und auf dem Wege der menschlichen Bestimmung, — den persönlichen Willen nämlich nach dem Willen Gottes zu bilden.

Gerade diese Anforderung stellte Jesus bei seinem Auftreten an die Welt. Und wie sehr er für seine Person ihr nachgekommen war, zeigte die sittliche Hoheit, die ihn umleuchtete und die wir gern über alles gelten lassen, was derart an andern Auserwählten unsers Geschlechts in der Geschichte gepriesen wird.

Zwar ohne Affecte erscheint er nicht: er eifert gegen sittliche Trägheit oder Muthlosigkeit, gegen ungläubiges Verzagen; er zürnt gegen verstockten Irrthum und fromme Heuchelei; er entrüstet sich gegen Unrecht und Entheiligungen im Leben der Gesellschaft. — Gehören denn aber diese Empfindungen nicht zum Schmuck edler Menschheit? Sind es denn nicht Aufwallungen eines Gemüths, das eben vom Göttlichen bewegt wird und wie der Teich Bethesda nach einem Kranken verlangt, der seiner Genesung bedarf?

Allerdings ist es nur eine kurze Strecke, die wir den begeisterten Lehrer über die Erde thun sehen, und eine

bedenkliche Zeit liegt verhüllt und verschwiegen hinter ihm. Und auch jetzt, wo er die Pharisäer aufforderte, ihn einer Sünde zu zeihen, konnte es nur sein öffentliches Leben sein, auf das er sich berief, da doch nur dies offen unter den Augen der Menschen liegt. Dabei hat er ein andermal die Willigkeit des Geistes und Schwachheit des Fleisches sehr unumwunden, wie ein Geprüfter, anerkannt, und was er, nach der evangelischen Erzählung, von der Versuchung des Satans an sich selbst erfahren, — so parabolisch oder mythisch es auch gefaßt ist, weist auf Betrachtungen hin, — wie leicht doch der irdische Sinn des Ehrgeizes, der Habsucht und des Weltgenusses ein menschliches Herz anfechten könne.

Bei alledem aber, und unmittelbarer als selbst das Zeugniß der Apostel, die ihren Meister für gerecht, heilig und sündlos erkannten, spricht das erhabene Selbstgefühl seiner Einigkeit mit Gott, das in Wort und Wandel immer lebendig in ihm war, zu Gunsten der Schuldlosigkeit auch seiner verborgenen Vergangenheit wie des ungetrübten Bewußtseins seiner Gegenwart.

In seiner humanen Liebesstimmung und der aus ihr fließenden Thätigkeit fand er sich über die gewöhnlichen Schranken und Hemmnisse des Menschenlebens hinausgehoben. Eine innere Glückseligkeit, Sorglosigkeit um das Irdische, Genügsamkeit in seinem Wanderleben, unbekümmert um Ehre und Ruhm, heiter, ungebrochen im Handeln aus Lust und Freudigkeit, so schwebt er uns vor als eine schöne Natur von Geburt aus, die ein reines Selbst

entfaltet und sich immer bewußter und freier wird, auch wo sie irrt und kämpft. Er selbst gibt sich Zeugniß in dem Ausspruch: „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen!"

Nun aber dürfen wir bei der Ausführung des Bildes von dem Menschensohne nicht unbeachtet lassen, wie viel Jesus zu seiner Sammlung und Vertiefung in das Göttliche, zur Erkenntniß und Auffassung seiner hohen Bestimmung doch auch durch die Lage, die Umstände und Fügungen seines Lebens begünstigt war.

Nach allem, was wir aus seinen Reden und seiner Handlungsweise vermuthen dürfen, war er von zarter Constitution und mildem Naturell. Kein scharfer Charakter störte das schöne Ebenmaß seiner Kräfte, und in dem engbeschlossenen Kreise seiner Begabung waltete mit wechselnden Stimmungen ein bewegliches Gefühl bei vorherrschendem Ernste, der nur in häuslicher Traulichkeit mit Freunden und edeln Frauen sich bis zu einem sinnreichen Scherz erheitert zu haben scheint.

Daher die frühe Macht der Gottesempfindung, die unter Pflege einer jungfräulichen Mutterseele, in den Gewohnheiten der frommen Familie so vorherrschend gedieh, daß sie bald genug den Mittelpunkt der übrigen Lebenskreise bildete. Denn innerhalb dieser Lebenskreise regte sich nichts von den vielfältigen Misverhältnissen und Misstimmungen des Weltlebens. Unbeirrt von stürmenden Leidenschaften, von Kämpfen um Erwerb und Genuß, vom

Drang der Bedürfnisse und Ueppigkeit in der Bevölkerung um ihn her, ward er auch nicht gestört und gebeugt von eigenen körperlichen Leiden, von Pflichtenverwickelung und noch weniger von dem was Shakspeare — „der Zeiten Spott und Geisel" nennt, „des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mishandlung, den Uebermuth der Aemter und die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist".

Erst zum letzten Passahfest seines Lebens ward ihm von jenem Stolz und Uebermuth, von jener Mishandlung und Schmach ein schmerzlicher Antheil, wie eine zurückbehaltene Forderung an sein Menschenthum, zugemessen und bildete, wenn auch in Form eines Dornengeflechts, die Krone seiner erhabenen Bestimmung und persönlichen Vollendung.

Wäre nun diese eigenthümliche Lebenslage Jesu für andere Geistesbestrebungen allzu abgeschlossen gewesen, so kommt hier auch nicht in Betracht, daß Jesus in geistig-weltlicher Größe von andern vor und nach ihm übertroffen wird — an Kenntniß und Einsicht, an Forschen und Schaffen in Wissenschaft und Kunst, in Natur und Staat. Und doch, — bei der wunderbaren Umgestaltung der Welt, die mit Jesu neuverkündigter Wahrheit anhob, läßt sich gerade diese aus den Tiefen des menschlichen Gemüths erhobene Offenbarung durchaus nicht als einseitig unter den andern großen Wahrheiten des forschenden Geistes betrachten, sondern sie bildet eben den Mittelpunkt derselben, den die andern Richtungen mehr und mehr umkreisen, um aus der Lichtquelle der Freiheit des Geistes

mit dem Herzen der Liebe für immer neue Anregung und Kraft zu schöpfen, je nachdem dieselbe sich von der Dunsthülle des Kirchenthums freier macht.

Uebrigens gehörte zur günstigen Begabung Jesu ein klarer Seelenblick für die Menschen, Fassung und Geistesgegenwart in bedenklichen Lagen, eine poetische Ader, die so mild in den ihm eigenthümlichen Parabeln pulsirt, und eine ungemeine Beredsamkeit. Seine Rede war, wie die Synoptiker einstimmend bezeugen, gewaltig, abweichend von der Sprache der Schriftgelehrten; man verwunderte, ja mancher entsetzte sich über seine Reden.

Was hindert uns, ihm dabei ein edles, klangvolles Organ zu leihen? Und so machen wir mit seiner Begabung, sich zu äußern und mitzutheilen, den Uebergang von seinem innern Seelenreichthum zur äußerlichen Erscheinung seiner Persönlichkeit.

Auf historischem Boden freilich können wir uns derselben nicht nahen. Bildnisse aus seinem Leben sind nicht überliefert worden. Das bilderhassende Judenthum ernährte keine Porträtmaler, und Lukas, der Maler, hat sein evangelisches Jesubild nur mit der Feder ausgeführt. Desto mehr haben sich die nachfolgenden Jahrhunderte mit Pinsel und Meißel beeifert, die anbetenden Herzen, die verklärende Phantasie der Gläubigen durch Darbildungen Jesu zu befriedigen. In den Evangelien hat man lebenswahren Zügen nachgespürt und so z. B. aus dem nieder-

werfenden Eindruck, den Jesus bei seiner Gefangennehmung auf die Schar der Häscher machte, eine imponirende Gestalt angenommen; wogegen man aus dem Umstande, daß bei seiner Auferstehung selbst die liebreiche Maria ihren hohen Meister früher an der Stimme als aus dem Angesicht erkannte, kein scharfes Gepräge des letztern vermuthen wollte.

Wir, bemüht seine geistige Persönlichkeit aus seiner nationalen Stellung zu fassen, müssen uns für seine leibliche Erscheinung ebenwol an den nationalen Typus halten. Und da finden wir noch heute, nach Jahrhunderten und so weit vom Klima der Gazellen, unter den Juden nicht selten jene hohe verklärte Stirn, die den Propheten eignete, jene dunkeln, feuchtstrahlenden Augen, die wir den Psalmisten beilegen. Für so leutselige Worte des Herzens, für so strenge Forderung des Guten, wie wir sie von Jesus kennen, nehmen wir in seinem Bilde jenen milden, aber entschlossenen Zug des Mundes an, der sich bei den Juden schon seltener zu jenem edeln Obertheil des Gesichts einfindet.

Wozu nun aber solche physiognomische Phantasien? wird man fragen.

Und warum nicht gerade zum Bilde des M e n s c h e n Jesus? Oder wäre sie da gewagter, als wenn die Maler sie zur Veranschaulichung eines Gott-Menschen anstrengen? Aber wir haben noch eine andere Absicht dabei.

Wir können uns die innere Harmonie der Geistes- und Gemüthskräfte Jesu nicht ohne entsprechenden Ausdruck des

Angesichts und die ganze Haltung einer edeln, jugendlichen Männlichkeit nicht anders denken als von den ihm stets so lebendigen Empfindungen und erhabenen Anschauungen einer gotterfüllten Seele getragen und wie durchleuchtet. Ein heiliger Enthusiasmus zieht ja den Menschen nach oben.

So stellen wir das Menschenmögliche zusammen, um uns die erstaunliche Macht zu erklären, die Jesus über seine Jünger — die Anziehung, die er auf das Volk übte, das ihm auf seinem lehrenden, heilenden Wandel in Scharen folgte, — Männer und Frauen, unter denen selbst der Gattin des Hausmeisters am Hofe des Herodes Antipas aus der nahen Residenz Tiberias gedacht wird.

Es war ein Zauber, der noch durch das ganze Zeitalter der Apostel fortwirkte, die ihn verbreiteten, — möchte man sagen — wie der Bononische Stein, wenn er tagsüber in der Sonne gelegen, das eingesogene Licht in der Abenddämmerung wieder ausschimmert.

Wir möchten an ein recht anschauliches Beispiel der persönlichen Macht Jesu erinnern, ob das kleine Ereigniß gleich nur von Einem der Evangelisten erzählt und von Bibellesern sonst auch wenig hervorgehoben wird.

Jesus hatte eben auf einem seiner Umzüge — wie Lukas berichtet — einem am Wege harrenden Blinden das Gesicht wiedergegeben, als er in der Nähe von Jericho auf einem Maulbeerbaum einen Mann erblickte. Es war Zachäus, ein bekannter Oberzöllner, der, um auch einmal den gepriesenen Rabbi zu sehen, sich so hoch verstiegen

hatte, weil er klein war, wie Lukas meint, wahrscheinlich aber auch, weil er, bei dem erbitterten Haß der Juden gegen diese Beamten, Rippenstöße oder Fußtritte im Gedränge fürchtete.

Jesus bleibt stehen und ruft freundlich hinauf: „Komm nur schnell herab, Zachäus, wir wollen bei dir einkehren!"

Welche Hoheit des Selbstgefühls und der Menschenliebe! Welche Freiheit der Seele von Vorurtheil und Menschenscheu in seinem Beruf! Welche Zurechtweisung eines leidenschaftlichen Volkes, das auch schon in Murren über solche Einkehr bei einem öffentlichen Sünder laut wurde.

Jesus aber schritt ruhig weiter, und die blinde Menge achtete nicht der heiligen Fußstapfen, die seine Sandale im Staub des Weges hinterließ. Zachäus nur, tief bewegt, empfing seinen Gast mit dem Ausruf: „Sieh, Herr, die Hälfte meines Besitzthums gebe ich den Armen und ersetze es vierfach, wenn ich irgendwem zu kurz gethan!" — So tief hatte das Göttliche im Handeln eines Mannes sein Zöllnerherz erschüttert und durchdrungen. Hier jedenfalls war ein Blinder sehend geworden. Und Jesus erwiderte:

„Deinem Hause ist Heil widerfahren. Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren wäre."

In diesem Lebensbegegniß Jesu, wie in manchem andern, gibt sich uns das hohe Selbstgefühl zu erkennen,

das ihm innewohnte, das er nicht aus der Macht schöpfte, die er auf das Volk übte, sondern das ihm eben diese Macht verlieh.

Nach allem, was er bei verschiedenen Anlässen von sich aussagte, ging sein Selbstbewußtsein nicht über seine Menschheit hinaus, und keiner der über die Meinung des Volkes von ihm befragten Jünger gab ihm höheres Zeugniß, als daß er für einen Propheten, und daß er für den Messias gelte. Der ganze Verkehr seiner Schüler und Anhänger mit ihm verräth mit keinem Laut, mit keinem Zug im Benehmen, daß man die Gottheit selbst, daß man den Gott Israels in seiner Persönlichkeit ahne. Eine solche Vorstellung lag auch ganz außerhalb des semitischen Gedankenkreises und der Anschauungsweise der Juden. Selbst Jakobus, sein Bruder, wie wir oben gesehen, erkannte ihn nur für den Erlöser, d. h. Befreier oder Messias, und der Zorn, den die Pharisäer darüber gegen ihn ausließen, ging wol nicht aus nachtragendem Haß gegen den Gekreuzigten, sondern aus der Besorgniß hervor, daß der sich verbreitende Glaube an seine Auferstehung und Wiederkehr eine erwartende Unruhe im Volke und strenge Maßregeln der Römer erregen könnte.

Nur der Evangelist Johannes legt Jesu die Bedeutung bei, daß er das Wort — der Logos — und daß Gott das Wort sei. Wir werden aber sehen, welche Zuflüsse aus der alexandrinischen Philosophie in die am spätesten niedergeschriebenen Johanneischen Ueberlieferungen eingedrungen sind.

Indeß finden sich doch auch in den drei andern Evangelien Aussprüche Jesu über sich, mit denen er eine gewisse Hoheit über die andern Menschen, gewissermaßen als Thronerbe unter den übrigen Menschenkindern, in Anspruch nimmt. Aber auch abgesehen davon, daß mündliche Ueberlieferungen bei Niederschrift derselben nach längerer Zeit im Ausdruck sich zu steigern pflegen, so lebte doch allerdings auch Jesus mit ganzer Seele im Bewußtsein einer tiefern Erkenntniß Gottes und, nachdem er sich zur Uebernahme des Messiasberufs entschlossen hatte, in dem Selbstgefühl seiner göttlichen Bestimmung zur Stiftung eines Gottesreiches. Hierin stand er über David und Salomo und nannte sich den Menschensohn, womit die Juden den von den Propheten verkündigten Messias bezeichneten. Und daß er sich in diesem ausschließenden Bewußtsein trug und wie von der Gottheit angezogen sich über der gemeinen Bestimmung des Irdischen wie schwebend empfand, gerade darin erkennen wir an ihm jene echt menschliche Zuversicht, mit welcher auch andere Genien unsers Geschlechts im Gefühl ihrer providentiellen Bedeutung zu handeln pflegen. In den Worten: „Mir ist alles übergeben vom Vater", weist Jesus selbst die Vollmacht auf, nach der er sich erkennt und handelt, die ihn aber nicht über seine menschliche Natur erhebt.

Wir können daher nicht mit jenen Theologen gehen, die, Jesum von seiner dogmatischen Gottheit zur historischen Menschheit herabführend, auf halbem Wege halt machen, um unter wunderlichen Geberden eine Sonderstellung für

ihn zu bereiten. Nur ziemt es sich für einen Laien nicht, die Redefiguren anzufechten, mit denen kämpfende Theologen ihren Schild bemalen, so gesucht und verschnörkelt dieselben sich auch ausnehmen. Als ein Bekenntniß läßt es sich aber wol aussprechen, daß die Menschheit uns in jeder hohen Wahrheit Eins erscheint, nicht aber in dem Individuum, das solche vielleicht zuerst erkannt hat und verkündigt, wie — nach dem Ausdruck eines Theologen — Gott in Jesu die Menschheit als Totalität erschauen soll. —

Wir halten an der Ueberzeugung fest, daß Gott die Idee der Menschheit mit einer solchen Fülle fruchtbarer Momente ausgestattet hat, die nach ewiger Ordnung in die sinnenfällige Wirklichkeit treten, daß der Einzelmensch nie wird geboren werden, der die Menschheit im ganzen Umfang ihrer göttlichen Begabung, zu deren Entfaltung die Weltgeschichte bestimmt ist, vor dem Auge Gottes — sozusagen — decken und als „Urbild" der Menschheit gelten könnte. Immerhin aber werden wir Jesum als das geschichtlich bekannte höchste „Vorbild" sittlich-religiösen Lebens zu begreifen und zu verehren haben.

Wieviel lieber suchen wir da, hinter dem ungehörigen Hader der Gegenwart, den hohen Meister in jenen Begegnissen auf, da er selbst aus seinen messianischen Erhebungen sich als froh oder schmerzlich bewegten Menschen hingibt. So finden wir ihn gleich beim Antritt seines Lehramts als Hochzeitgast in Kana, wo er verdrießlich über die Mutter wird, die ihn an den ausgehenden Wein erinnert, während er nur den rechten Augenblick abwartet,

um mit dem Gastgeschenk einer bessern Sorte und reichlich aus steinernen Krügen zu überraschen.

Wie viel Stunden mögen unüberliefert geblieben sein, die er bei vertrauten Familien zubrachte, hingebender in Herzlichkeit als gegen seine Jünger, deren Ehrfurcht vor seiner Würde und Hoheit er als Meister gern gewähren ließ. Wir haben ein evangelisches Beispiel solcher Besuche von Jerusalem aus, von wo Jesus, müde des Treibens der Pharisäer im Passahtumult, abends nach Bethanien hinabwandelte, im Hause des befreundeten Lazarus, zwischen den Schwestern Martha und Maria, auszuruhen und ihrer Sorge, ihrer Zuthätigkeit um ihn froh zu werden.

6. Lebensverwickelung.

Das Selbstbewußtsein Jesu gipfelte im Beruf des Menschensohnes, für welchen er sich erkannte.

Es war ein großer Entschluß, den Messiasgedanken in den so verschiedenen Vorstellungen, die man vom Messias hatte, auf sich zu ziehen, so sehr auch der Drang der politischen Lage, die brennenden Erwartungen des Volkes und die wieder laut gewordenen Stimmen der Propheten, die auf diese Zeit der Erfüllung deuteten, ein gottbegeistertes Herz herausforderten.

Wir haben früher der unterschiedenen Begriffe gedacht, die man sich vom Messias bildete. Im allgemeinen aber ging die nationale Erwartung auf einen von Jehovah mit der Macht über die Dämonen und über die heidnischen

Unterdrücker des Landes ausgerüsteten Sohn des auserwählten Volkes aus.

Da erscheint nun als ein höchst tragisches Ereigniß, einzig in der Weltgeschichte, die wundersame Fügung, daß gerade aus der reinsten, erhabensten Idee, die Jesu den Muth zum Messias gab, sich die blutige Katastrophe seines Lebens entwickelte. Der Conflict der Lehre mit dem Messiasthum führte dieselbe herbei.

Jesus besiegelte zwar, können wir sagen, seine Lehre mit dem Tode; doch hätte diese Lehre an sich ihm schwerlich das blutige Ende zugezogen. Wir wissen, wie frei in Lehre und Lehrmeinungen das Judenthum war, und wie wenig berechtigt die Priesterschaft, die Thora ausschließend zu erklären. Woher sonst die vielen Sekten, die im Judenthum unangefochten nebeneinander bestanden? Ueberdies erkannte Jesus auch in seinen heftigsten Reden dem Pharisäismus das reine, orthodoxe Judenthum zu. „Auf Moses' Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer", sagte er (Matth. 23, 2) und warnte nur vor ihren Werken, nicht vor ihrer Lehre. Ja er knüpfte gerade an den Pharisäismus als an die einzig geschichtlich und auf ununterbrochene Weise vorbereitete Grundlage seine beabsichtigte — nicht Auflösung, sondern Erfüllung des Gesetzes.

Seine Lehre hing in keinem schulmäßigen Zusammenhang; sie wandelte, wie er selbst, unter den Begegnissen des Tages, sodaß seine Aussagen da und dort oft mehr mit ihren Gelegenheiten als unter sich übereinstimmten.

Seine Lehren gingen auf und nieder in leuchtenden Aussprüchen nach allen Seiten des Lebens, durchsetzt mit Sternbildern von Gleichnißreden, — alle durchzogen von der Bergpredigt, wie der gestirnte Frühlingshimmel von der Milchstraße. Manche der kleinern Sterne sind inzwischen für unser modernes Leben untergegangen. Manche der Lehren vielleicht auch auf dem langen Wege der Ueberlieferung verloren, andere ursprünglich nicht genau aufgefaßt worden. So viel ist aber gewiß, die echten Jesugedanken tragen, wie dies auch bei andern eigenthümlichen Geistern der Fall ist, ein unverkennbares, in ihrem Umlaufe unabgreifbares Gepräge an sich.

Eins kennzeichnet alle seine Lehren: sie schließen alles aus, was die wechselseitige Liebe der Menschen auf heiligem Boden sperren könnte, alles religiöse Außenwerk, woran zumeist sich der widerwärtigste Haß entzündet. Und leider hat es sich auch in der spätern Kirche nur zu oft gezeigt, daß eine falsche Andacht gerade am höchsten flammt, wenn sie eben daran ist, die Menschenliebe zu verzehren. Daher durchgehends die einfache Geistigkeit seiner Lehre, in der ein jeder sein innerstes Wesen erkennen, die er mit seinem eigenthümlichsten Bedürfniß umkleiden konnte.

Fassen wir nun alles in drei Hauptmomente zusammen, so haben wir

erstens als Grundlage seiner Offenbarung die Erkenntniß unsers unmittelbaren Verhältnisses zu Gott als des Vaters der Menschen;

zweitens das Gebot der unbedingten Liebe des Göttlichen

in der allverbreiteten Offenbarung desselben, sowie dann der Menschenliebe nach dem Maßstab der Selbstliebe, die beide sich auf den gemeinsamen lebendigen Antheil am Göttlichen gründen, und

drittens die Forderung der Selbstbestimmung zum Guten, in welcher Kraft der Seele sich die Freiheit des Geistes und des Willens verknüpfen.

Wir spielen nicht gern mit dogmatischen Analogien, sonst wäre zu sagen, daß im ersten Moment etwas Schöpferisches für eine neue Menschheitsperiode ruhe, zugleich aber auch mit dem Wort desselben etwas Erlösendes von ihm ausgehe, das im zweiten Moment in Wirklichkeit Mensch werde, und daß mit dem dritten Moment sich der Geist verbinde, der unserm Thun und Lassen im Leben erst sittlichen Werth verleihe und es bis zum Heiligen steigern könne.

An solcher Lehre wäre mithin Jesus von den Pharisäern nicht zu fassen gewesen, wenn sie ihn verderben wollten. Denn hierzu fehlte ihnen überdies die volle peinliche Gewalt, mit der sie an die Zustimmung des römischen Pilatus gebunden waren, der gerade einen besondern Tic gegen die Juden hatte.

Allerdings traten diese Schriftgelehrten oft genug an den wandernden Rabbi heran, dessen wachsender Anhang sie verdroß. Sie fanden ihn aber immer auf ihre verfänglichen Fragen gerüstet und sich in ihrer Versuchung durchschaut, oft beschämt.

Mit ihren, wenn auch dogmatischen Fragen gingen sie eigentlich doch darauf aus, ihn politisch zu fangen. Denn nur auf diesem Wege konnten sie an den römischen Procurator herankommen — mit Jesu als einem Unruhestifter, einem Fortschrittsmann und Volksverführer.

Und da kam ihnen nun Jesus selbst auf halbem Wege entgegen, indem er sich für den Menschensohn gelten ließ oder noch mehr — sich als solchen verkündigte.

Ein Messias zur Vertreibung der Römer wäre den Pharisäern schon recht gewesen; nur dieser war ihr Mann nicht, weder für ihre Absichten, noch durch sein politisches Unvermögen. Er konnte es doch nur dahin bringen, wie sie fürchteten, daß die gereizten Feinde ihren tyrannischen Arm nur noch schwerer auf das Volk Gottes legten.

Und hier kommen wir auf den Punkt, wo das Leben Jesu sich verwickelte.

Es war eben die erhabene Kenntniß von dem Verhältniß Gottes zum Menschen, — diese neue Offenbarung, aus der Jesus das Selbstgefühl schöpfte, daß es ihm, gleichsam als dem Erstgeborenen der Kinder Gottes, zukomme, — ein Reich des Vaters auf Erden zu gründen, wozu ihm alles übergeben sei.

Die Idee eines Reiches Gottes auf Erden war nicht neu, nicht zuerst in der Seele Jesu erwacht: schon von den Propheten war sie ausgesprochen, von den Schriftgelehrten auf die Pharisäer überliefert, und Johannes der Täufer hatte gepredigt: „Das Reich ist vor der Thür!“

Dabei dachte sich aber das Volk ein irdisches Reich Jehovah's, das sich über die besiegte Heidenwelt verbreiten sollte.

Ob Jesus etwa den übernommenen Beruf zuerst auch im Volkssinne gefaßt und vielleicht die bald erfolgte Hinrichtung seines Täufers Johannes für ein Warnungszeichen vor jedem Wagniß gegen die öffentliche Gewalt genommen hatte, läßt sich nicht sagen. Doch auch für sein höher, in geistigem Sinne gewendetes Unternehmen — eines Reichs reiner Gotteserkenntniß ohne Opfer und Ceremonien, eines heiligen Wandels der Menschen, der Liebe und des Friedens auf Erden — sollte es ihm, durch ein Begegniß gerade in seinem vertrautesten Kreise, an einem Warnungszeichen nicht fehlen.

Die nächsten seiner Jünger nämlich, begleitet von Müttern und Angehörigen als Fürsprechern, lagen ihm an, sie mit den ersten Stellen in seinem Reich zu seiner Rechten und Linken zu bedenken.

Sie träumten also von einem Reich, in welchem Judas, der Seckelführer der Genossenschaft Jesu, falls er etwa unter jenen Bewerbern war, den Finanzminister im Auge hatte.

Doch dies Misverständniß selbst der Vertrautesten, die Jesus sich zu Gehülfen berufen hatte, beirrte ihn nicht weiter, ob es ihn gleich auf die ihm bekannte Verstocktheit des Volkes hinwies, dem er verkündigen wollte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Jedem warnenden Bedenken wäre er, wie einst dem Tadel der Mutter im Tempel zu

Jerusalem, mit der Antwort begegnet: „Muß ich nicht in dem sein, was des Vaters ist?"

Wir, in unserer realistischen Gegenwart, sind bei großen und geringern Unternehmungen viel zu sehr von dem Berechnungsverfahren des Verstandes eingenommen, als daß wir so leicht den unbedingten Drang einer gotterfüllten Seele begriffen, die zu ihrer Bestimmung hervorbricht wie die Knospe aus dem Frühlingstrieb ihres Stammes, mit der innigen Zuversicht, die Sonne, die sie hervorgerufen, werde ihr auch den frohen Lenz ihrer Aufnahme bereiten.

Etwas vielleicht von der erwähnten Verstandesberechnung unserer Zeit bringt uns auf die Frage, ob Jesus etwa hinter seinen mißverstehenden Jüngern eines wirksamern Beistandes versichert war.

Wenigstens hat uns schon, bei seinen bekannten Aeußerungen gegen die Pharisäer und Sadducäer, das Stillschweigen hinsichtlich der Essäer wundergenommen, da mit ihnen doch seine Lehre wie seine Lebensweise so manches gemein hatte. Sie lebten zahlreich im Lande, früher selbst von dem tyrannischen Herodes begünstigt, dem ein Essäer einst seine Thronbesteigung vorausgesagt hatte. Von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen, nahmen sie doch an den Messiaserwartungen den lebhaftesten Antheil. Ihrem Bunde würde es die Krone aufsetzen, wenn wir uns denken könnten, diese stillen Männer hätten den reifen, bedeutungsvollen Augenblick jener Zeit wahrgenommen, um ihre geistige Lehre und edle Menschen-

liebe auszubreiten und einen großen Plan zur geistigen Umgestaltung der Welt durch den Herrlichsten und Begeistertsten aus ihrer Mitte zu vollführen. Johannes, der Wüstenprophet, der schon die Nähe des Reichs Gottes verkündigt und bei der öffentlichen Taufe Jesu auf ihn mit weissagenden Worten hingedeutet hatte, war — wie kaum zu bezweifeln — aus demselben Bunde hervorgegangen.

Dabei sind uns auch jene weißgekleideten Jünglinge oder Männer aufgefallen, — Boten des Bundes, Angeloi, Engel in den Evangelien genannt, die sich in der Nähe Jesu gerade in bedeutsamen Momenten seines Lebens zeigen, wie bei seiner Verklärung auf dem Tabor, bei seinem Seelenkampfe am Oelberg. Und war es nicht auch eine solche Gestalt, die den beiden Marien, als sie in der Frühe des Sonntags am leeren Grabe ihres geliebten Meisters in die Klage ausbrachen:

Tücher und Binden reinlich umwanden wir,
Ach und wir finden Christ nicht mehr hier!

das tröstliche Wort zurief: „Der den ihr sucht, ist erstanden!" — ein Wort, das in jahrhundertelangem Echo noch heut am Gewölbe der Glaubenskirche wiedertönt!

Jedenfalls begegnete Jesus zuerst den Messiaserwartungen des Volks von einer Seite, mit welcher sie auch über die Grenze seines geistig gefaßten Gottesreichs hereinreichten und ihn so zum Handeln brachten. Man führte ihm nämlich Dämonische, Besessene zu, sie zu heilen.

Der Volksglaube sah gewisse Geistes- und Gemüthsstörungen, wie solche — scheint es — damals unter den Juden nicht ungewöhnlich vorkamen, für Aeußerungen eines bösen Geistes an, welcher Besitz von dem Kranken genommen habe. Aber auch sittliche Gebrechen, die verwildert ans Thierische reichten, erklärte man sich aus solcher Besessenheit; wie denn Jesus der in Sinnenlust versunkenen Magdalena sieben Teufel ausgetrieben hatte.

Einerlei, ob Jesus selbst auf dem Boden dieses Volksglaubens stand oder sich zu demselben nur herabließ, — immerhin begreifen wir, daß ihm nach seiner Persönlichkeit eine ungewöhnliche Macht über Seelenstimmungen der Menschen innewohnte, und die Evangelien bezeugen, daß ihm viele Heilungen derart gelungen sind.

Was zunächst die eigentlich körperlichen Leiden betrifft, die sich ihm ebenwol auf allen Wegen zudrängten, so fehlen uns aus seiner Vergangenheit die Anhaltepunkte auch nur zu einer Vermuthung von ärztlichen Kenntnissen, die er etwa besessen und die ihm wol nicht unzugänglich geblieben waren, da wir ja einen Zweig der Essäer, die ägyptischen Therapeuten, als wandernde Aerzte kennen. Auch lassen uns die Evangelien in ihren Berichten von den freilich damals lange vergangenen Thatsachen in Ungewißheit über die Umstände, unter denen das Heilverfahren Jesu stattgefunden, über Zeit und Mittel, die er etwa gebraucht. Alles ist da plötzlich abgethan. Höchstens erwähnen sie einer Handauflegung, die es uns wahrscheinlich macht, daß er doch auch hier oft seelenkundig gewirkt oder

auch persönlich noch etwas von der frühern Macht des Menschen über manche Naturkräfte besessen habe.

Insoweit aber die Heilungen Jesu auf Wunder zurückgeführt werden, gestehen wir wiederholt, wie beklommen wir stets in der Atmosphäre des Wunders athmen, so wohl und gehoben wir uns doch vom Anwehen des Glaubens an eine waltende Vorsehung auf den Höhen der Geschichte empfinden.

Unsere Wundergläubigen haften, wie es scheint, an der irrigen Vorstellung fest, als ob die Naturgesetze und die Weltordnung außerhalb Gottes ständen, sodaß er über dieselben sich durch ein jeweiliges Wunder sein Vorrecht der Allmacht wahren müsse. Würden sie, — gerade sie, die doch schon an einem tüchtigen Manne Vorbedacht und Consequenz im Handeln als Vorzüge zu schätzen wissen — würden sie auf religiösem Standpunkt sich einmal klar darüber machen, daß die Naturgesetze und die sittliche Weltordnung eben nur als die Logik und die Erscheinung des göttlichen Handelns zu denken sind, so würden sie selbst zugestehen müssen, daß es keine Wunder geben könne, selbst da nicht, wo sich Ereignisse vor unserer beschränkten Einsicht ins Unerklärbare zurückziehen.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind", sagt unser Dichter. Nun wohl, die Wunder sind Kinder zweier sehr ungleichen Stiefschwestern, — der Verwunderung und der Bewunderung, — Kinder des Orients, die mit lodernder Phantasie so gern Natürliches und Uebernatürliches ineinander verarbeiten, um dann irgendeine Thatsache mit ihrem

Puppenkleide zu schmücken. Oder der Orient flicht auch Kränze aus Wundern, um seine gotterfüllten Männer zu verherrlichen, wie die Alten ihre Dichter und Helden mit Lorberzweigen. Ein Wunder war eben bei allen Völkern das Höchste, was man von einem außerordentlichen Mann aussagen konnte, um ihn zu einem solchen zu machen. — Wir aber gestehen jenen, die aus gehobener Seele Wunder erzählen, einen Vorzug vor denen zu, die sich an erzählten Wundern erst erheben wollen.

Unter so glücklichem Heilverfahren setzte Jesus seine Verkündigung des plötzlich hervorgebrochenen Reichs Gottes fort und suchte durch Lehren und Warnungen die Seelen aufzuschließen, die dasselbe in sich aufnehmen sollten. Das Volk, das sich immer zahlreicher zudrängte, erkannte ihn auch für den Messias eben an seiner Macht über die Dämonen, mithin freilich im nationalen Sinne und hielt sich seiner weitern Thaten gewärtig.

Die Hohepriesterschaft, von dem wachsenden Anhang des wandernden Predigers längst beunruhigt, fand sich nun durch die immer lautere Verkündigung seines Messiasthums zum Einschreiten gedrängt.

Der richtige Messias, der Erlöser Israels aus dem Joch der Römer lag, wie bemerkt, auch in ihren Erwartungen; was konnte aber Rettendes, ja für sie nur der Ueberlegung Werthes aus Nazareth kommen? Sie mochten nun das angemeldete Reich Gottes in der nationalen Bedeutung nehmen oder auch in dem von Jesus nur re-

ligiös gefaßten Sinne begreifen, so reichte die unberufene Erscheinung dieses Mannes immer nur hin, dem römischen Procurator, dem Judenhasser, Besorgniß vor Volksaufruhr wirklich einzuflößen oder ihm doch den Vorwand derselben zu drückenden Maßregeln zu leihen. Die Bewegung mußte aufgehalten, sie mußte unterdrückt werden, und zwar an dem Urheber derselben.

Da ließ ihnen denn selbst die priesterliche Vorsicht, — nur behutsam durch das hingerissene Volk gegen die Person des gepriesenen Propheten einzuschreiten, nicht länger Zeit, sobald Jesus nun selbst nach Jerusalem zum Passahfeste gekommen und im Triumph eingezogen war. Oder mußten sie nicht die im Tempel von ihm umgestoßenen Tische der Wechsler und Taubenhändler für einen Angriff auf das Gesetz, seine gewaltsamen Reden gegen die Pharisäer, deren sittlichen Werth und Standeswürde für einen eröffneten Feldzug ansehen, der ihre Uebermacht herausforderte?

In der That scheint Jesus, so wenig Sympathie er sonst für Jerusalem hatte, diesmal nicht ohne besondern Vorbedacht zum Fest der „Süßen Brote" gepilgert zu sein. Das Reich Gottes sollte ja aller Welt verkündigt werden, und wo sonst hätte er Gläubige und Ungläubige von weit und breit so wie zum Passahfest in der heiligen Stadt beisammengefunden? Mit so leichtem Muthe that er es jedoch nicht, als er zu seinen Zwölfen sagte: „Siehe, wir ziehen hinauf gen Jerusalem, und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden."

Es war keine Prophezeiung, — es war ein Vorgefühl, aus der Lage der Dinge geschöpft, mit dem freien Entschluß zu allem, was seine hohe Sendung mit sich bringe. — Aber von Matthäus ist es in einen merkwürdig tragischen Moment gefaßt, daß er gerade in diesem Augenblicke die Mutter der Söhne des Zebedäus zu Jesus mit der Bitte herantreten läßt, ihre beiden Söhne in seinem Reich zu seiner Rechten und Linken sitzen zu lassen. — Jesus aber sagte ihnen nur den Kelch zu, den sie mit ihm würden zu trinken haben.

Der besondere Vorbedacht seines diesmaligen Festbesuchs läßt sich aus dem Umstande vermuthen, daß er mit seinen Jüngern nicht zu Fuße die Stadt betrat, sondern sich eine Eselin mit einem Füllen herbeiholen ließ und in feierlichem Einzug das Volk und die Priester an das Prophetenwort erinnerte: „Siehe, dein König kommt zu dir sanftmüthig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin!“

Und ein tausendstimmiges „Hosianna dem Sohne David's!“ antwortete darauf und trug ihn nach dem Tempel, wo er jene heftigen Reden gegen die Pharisäer hielt, deren oben gedacht ist, jene kühnen Gleichnisse vorbrachte, in denen das Himmelreich mit einer Hochzeit verglichen wird, der die Eingeladenen sich mit Ungebühr versagen, und den Einsturz des Tempels verkündigte, vor dessen Prachtbau sie bewundernd standen.

Aber — es sollte die letzte Erhebung seines messianischen Selbstgefühls sein. Er hatte die Hand fest an den

Puls der Volksstimmung gelegt, und — der Puls ging bald genug matter und setzte aus. Was Jesus da wahrnahm und ihm geheime Freunde vielleicht von den Absichten des Synedriums zutrugen, setzte das Hochgefühl des Menschensohnes auf die menschliche Wehmuth über den Unbestand der Volksgunst herab, aus welchem das Verhängniß aller Heilande der Welt seine Fäden zieht.

In Leid und Liebe, in Bangigkeit und Muth steht uns jetzt das reine, edle Bild des Menschen Jesu vor der Seele. Wir begreifen es, mit welchen Empfindungen er abends die Stadt verläßt und nach Bethanien hinabwandelt, oder wo er sonst sein wechselndes Nachtlager nimmt. Nie war er noch seinen untergeordneten Jüngern so seelenverbunden gewesen, als er sich in der Nacht empfand, da er mit ihnen das Osterlamm theilte. Es war eine Feier des Scheidens, und Bilder des Todes bewegten seine Seele, als er ihnen nach der Sitte des Meisters das Brot brach und den Kelch umherreichte. So würde sein Leib gebrochen, sein Blut so vergossen werden.

Und ein inniges Verlangen ergriff ihn, daß ein Bund des Andenkens nach ihm bleiben möchte, geknüpft an dies letzte verhängnißvolle Mahl.

Es war keine neue, besondere Einsetzung, es war ein Gebrauch der Essäer, gemeinsame Mahlzeiten zu halten, das Mahl selbst als ein Opfer, den Tisch als Altar zu betrachten; nur seiner, des Hingegangenen, des Hingenommenen sollte dabei gedacht werden. — Thut es zu meinem Gedächtniß! bat er.

Von einer Rückkehr, von einer Auferstehung nach drei Tagen ist keine Rede, keine Ahnung. Wie beruhigend über alles Leiden hinaus wäre sie gewesen! Was freilich die Evangelisten an andern Stellen von einer solchen Vorhersagung Jesu berichten, ist sehr lange nach jenem Nachtmahl niedergeschrieben worden.

In so leidmüthiger Frömmigkeit saßen sie in die Nacht hinein, bis endlich Jesus bei dem Gedanken, — daß der Fürst dieser Welt komme und nichts an ihm habe, sich mit neuem Seelenmuth erhob und sprach:

„Wohlan, damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat, stehet auf und laßt uns von hinnen gehen!" — —

Das Johannes-Evangelium legt Jesu zum Schluß des Mahles noch eine längere Rede in den Mund, die vom idealen Standpunkt dieses spätest geschriebenen Evangeliums schöne, nachempfundene Gedanken jener Zeit enthält. — „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben", heißt es da, „wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, und damit beweist ihr euere Liebe zum Vater, daß ihr Frucht bringt."

Ja, und in neuem Frühling treibt der Weinstock noch heute, und immer neue Reben, wenn auch nicht an der alten Kirchenmauer emporgezogen, wachsen an freier Forschung aus dem von vertrocknetem Holz und wilden Schößlingen beschnittenen Weinstock fort.

Indem wir nun Jesu nach dem Garten am Oelberge folgen, wohin er sich mit den Jüngern begibt und sie rasten heißt, halten wir uns lieber an die drei ältern Evangelisten als an Johannes, dem die theologische Kritik einen aus philosophischen Zeiteinflüssen gebildeten übermenschlichen Begriff von Jesus und diesem Begriff entsprechende Anschauungen nachweist. Er allein auch stellt die Mutter und den Lieblingsjünger Johannes unter das Kreuz. Die Synoptiker, die mehr aus geschichtlichen Ueberlieferungen berichten, haben kein Stabat mater, und erst der spätern Kirche kommt überhaupt das Verdienst jener Verherrlichung Maria's zu, die alles in sich vereinigt, was im Leben nur vereinzelt, jungfräulich und mütterlich, in Freud und Leid, von naiven und gebildeten Seelen empfunden und gedacht wird. — —

Jesus am Oelberge hatte sich von den rastenden Jüngern eine Strecke zurückgezogen und kämpfte, die bange, bebende Seelenangst vor dem zu bewältigen, was ihm bevorstand.

Noch konnte er entfliehen, Freunde konnten ihn bergen und retten; aber des Menschen Sohn handelt nicht für sich, nicht für sein persönliches Heil. Was er empfand und bedachte, schloß sich in dem Gebet ab: „Wenn es möglich ist, Vater, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ — —

Lukas allein berichtet von einem „Engel“, der hier zu Jesu gekommen sei, ihn zu stärken.

Und gestärkt, ob durch eine geheime Nachricht oder auf erhebenden Zuspruch, richtete Jesus sich auf, rief seine Jünger, die er wiederholt schlafend gefunden, wach und trat den Häschern entgegen, die, von Judas angeführt, sich seiner bemächtigten.

Wir kennen ja die evangelische Geschichte von dem Verhör Jesu, von seiner Verantwortung vor den Hohenpriestern und von seiner Ueberlieferung an Pilatus, von dem allein ein Todesurtheil, eine Hinrichtung erkannt werden konnte.

An ihm aber, dem römischen Landpfleger, hatten die Hohenpriester keinen gefälligen Mann, und dazu kam noch eine Fürsprache seiner Gemahlin, die von ihrem Söller aus im Gedränge des von den Pharisäern aufgehetzten Volkes den jugendlichen Rabbi in seiner hohnbesiegenden Hoheit bewundert und nicht ohne Theilnahme des Herzens gelassen hatte. Denn die Gerichtsverhandlung ging vor dem Hause des Pilatus vor sich, weil die Juden sich durch Betretung des heidnischen Hauses so unmittelbar vor dem Passah nicht verunreinigen wollten.

Die Pharisäer, die den Widerwillen des Procurators, aber auch seine bedenkliche Stellung in Rom kannten, hatten nicht ohne schlaue Berechnung den Verklagten sogleich als politischen Verbrecher vorgeführt mit der Beschuldigung, er rege das Volk auf, verwerfe alle Steuern und Abgaben an den Kaiser und erkläre sich für Christus, den Messias und König der Juden.

Selbst als Jesus diese Beschuldigung nicht unbedingt

in ihrem ganzen Umfang ableugnete, bot Pilatus erst noch einen andern Verbrecher zur Freilassung Jesu an, den er für einen liebenswürdigen Schwärmer und für eigentlich schuldlos hielt. Das Volk aber hatte schnell sein jüngstes „Hosianna!" in ein „Kreuzige ihn!" umgelernt, und so blieb dem vorsichtigen Procurator nur die Wahl, den Verklagten zu richten, oder auf dessen Freisprechung sich der Gefahr seiner Verantwortung in Rom bloßzustellen. Er brach den Stab und wusch seine Hände.

Jesus ward nun hinausgeführt und am Kreuz unter der Inschrift „Jesus der Nazarener, König der Juden" erhöht.

Seine Jünger, die den Seelenkampf ihres hohen Meisters verschlafen hatten, waren jetzt entflohen; nur die liebreichen Frauen aus Galiläa hatten sich weinend in einige Nähe gewagt.

Und im Gefühl dieser Verlassenheit, selbst mit dem klagenden Blick nach oben, hing er in ungewöhnlich kurzem Todeskampfe.

Und in diesen letzten Stunden einer unaussprechlichen Verlassenheit, die ihn wie eine kalte Sonnenverfinsterung umgab, hinterließ er der Welt eine letzte Offenbarung, — die nämlich, daß die wahre Liebe im Leben ein Opfer sei, kein Kaufpreis, nicht einmal für Gegenliebe.

Und seitdem wenden sich dem Kreuz alle die unglücklichen Herzen zu, die in ihrem Leben ein Opfer der Liebe gebracht haben oder es geworden sind; vorab alle die

reumüthigen Seelen — Nachschwestern jener Maria von Magdala, der es noch vergönnt gewesen, ihrem geliebten Herrn und Erlöser die Füße mit kostbarer Narde zu baden und mit der Fülle des Haares zu trocknen, — der letzten Salbe, die dem eiteln, verführerischen Schmucke selbst zugute kam, ihn zu entsündigen.

7. Verlassenschaft.

Nach dem Tode Jesu ging für längere Zeit etwas von der Verlassenheit, in welcher er geendigt hatte, auf seine Lehre und Thaten über, die wir daher mit dem verwandten Wort als seine Verlassenschaft bezeichnen.

Ehe dies Vermächtniß aber aus der Erinnerung und Ueberlieferung seiner Bekenner als das „Neue Testament“ niedergeschrieben wurde, war längst, gleich aus dem Grabe des Gekreuzigten, der Testamentsvollstrecker aufgetreten, — der Glaube an die Auferstehung Jesu.

Jener Weißgekleidete, der in der Sonntagsfrühe im Grabe gesessen, sagte gut für die That, die niemand gesehen hatte, und die Frauen und Jünger, denen der hohe Meister nicht mehr aus Sinn und Gedanken kam, glaubten ihn seitdem in einzelnen Erscheinungen an der Stimme, an seelenvollen Reden oder an Gewohnheiten, z. B. des Brotbrechens, zu erkennen. Die Fischerjünger, erzählt selbst der Evangelist Johannes, durften den zu ihnen Getretenen nicht fragen: „Wer bist du?“ denn — sie wußten, daß

es der Herr war. — Sie wußten es, aber sie hatten ihn nicht erkannt!

War der Erstandene so verändert? Hatte das Wunder, das ihn vom Tode erweckte, so wenig für sein altes Aussehen gethan? Ja, für die eigene Geltung, da der Zweck eines Wunders vor allem doch keinen Zweifel an sich selbst übriglassen darf?

So erscheint also die Auferstehung selbst, wie noch so manche Thatsache der Geschichte, hochachtbar bezeugt, an sich selbst unglaublich, in ihren unzureichenden, ja widerspruchvollen Umständen unerklärbar und als angenommenes Wunder ohne erkennbaren Zweck für solchen Aufwand.

Der Kirchenglaube hält noch so fest an diesem Dogma, daß selbst Theologen, welche die Gottheit Jesu aufgegeben haben, sich noch gedrängt finden zu betheuern, „sie leugneten durchaus nicht die Realität der Auferstehung Jesu, nur freilich in dem Sinne seines ewigen persönlichen Fortlebens im Reich des himmlischen Vaters". — — Ist denn aber ein jenseitiges Fortleben dasselbe, was man eine reale Auferstehung nennt? Und nimmt denn nicht, wer an die Fortdauer nach dem Tode glaubt, dasselbe von jedem Menschen an, der zur Seligkeit übergeht? Und wenn ein Theolog die Gottheit Jesu abgethan hat, wie kann derselbe „mit dem größten Nachdruck hervorheben", „Jesus sei erstanden in der weltüberwindenden Kraft des Geistes, mit welchem er (Jesus) täglich und stündlich die Welt regiere." — — Wer regiert die Welt? — — —

Oder drücken sich etwa auch die Astronomen so kühn

aus, zu sagen, Newton, seitdem er das Gesetz der Schwere und der wechselseitigen Anziehung der Weltkörper erkannt und dargethan habe, regiere in den „bahnbrechenden Ereignissen" des Sternenhimmels?

Die erhabenen Wahrheiten, welche die Welt tragen und erneuern, sind Gottes und gehen nicht von den sterblichen Menschen aus, von denen sie zuerst und providentiell erkannt werden, sondern nur sozusagen durch sie hindurch, — versteht sich mit anerkennendem Bewußtsein. Und so war Jesus nicht das Licht, sondern daß er Zeugniß gab von dem Lichte.

Wir selbst beschränken uns auf die zweifache Ueberzeugung, einmal, daß der ursprüngliche Glaube an die Auferstehung Jesu erstaunlich viel zur Verbreitung des Christenthums beigetragen hat, wie denn gerade hier die Wege Gottes über menschlichen Boden nicht zu verkennen sind; sodann, daß wir heute dieses Glaubens längst entrathen können, — mündig, wie wir geworden, eine göttliche Wahrheit an ihrem eigenen Siegel, ohne Beglaubigung desselben durch ein äußeres Wunder zu erfassen.

Zum Abschluß unsers Vorstellungsbildes vom Menschen Jesu haben wir nur noch zu bemerken, daß die hinterbliebenen Bekenner des hohen Meisters selbst ihm, um des geglaubten Wunders seiner Auferstehung willen, doch keine höhere Würde und Geltung beilegen. Die nach Emmaus wandernden Jünger bezeichnen ihn als einen Propheten, gewaltig in That und Wort. Es war ja

national, von einem Manne, dem man glauben sollte, Zeichen zu verlangen (Matth. 13, 58). Und Jakobus selbst, der Bruder des Herrn, beantwortete, wie wir gesehen, die an ihn gerichtete Frage dahin: „Dieser Jesus ist der Erlöser."

Es verbreitete sich nämlich nach der körperlichen Himmelfahrt des Meisters, gegen welche damals noch nicht, wie heute, der ganze Sternenhimmel protestirte, die Erwartung der sichtbaren Wiederkunft Christi aus den Wolken des Himmels zur endlichen Gründung des messianischen Reichs, woran Jesus durch seinen Tod verhindert worden. Dies war es auch, warum die Schriftgelehrten den „gerechten" Jakobus von der Zinne des Tempels warfen. Sie fürchteten nichts mehr von dem Gekreuzigten, aber sie suchten die neue Beunruhigung abzuthun, die sich des Volkes bemächtigte. Und es war nicht ohne Grund, denn von nun an verbreitete sich mehr und mehr eine bänglich hoffende Erwartung solcher Wiederkunft, mit dem Christenthum selbst, bis ins zweite Jahrhundert desselben, wie alle Schriften aus jener Zeit bezeugen.

Nun müssen wir aber unsere Betrachtungen, wenn auch nur flüchtig, so weit fortführen, um anzudeuten, unter welchen Umständen das Idealbild Jesu angelegt wurde, wie sich sodann in Wechselwirkung damit ein dogmatisches Christenthum entwickelte, das die freie Lehre Jesu mehr und mehr umkleidete, und endlich durch welche Einflüsse die

Evangelien entstanden, an welche sich der Glaube gleicherweise wie die Prüfung hält. —

Alles dies wird dazu dienen, den Nachdenklichen in freier Erforschung und Behandlung der überlieferten Thatsachen zu beruhigen und zu ermuthigen. — —

8. Entzweiungen.

Aus Ephesus, wohin nun bald das Christenthum sich verbreiten sollte, hat man schon um 500 Jahre früher, von dem dort geborenen griechischen Philosophen Heraklit, einige tiefsinnige Aussagen, durch die er alles Werden der Dinge als ein Ergebniß kämpfender Gegensätze verständlich zu machen suchte. „Der Streit“, sagt er, „ist der Vater der Dinge“; ferner: „Das Eins, indem es sich in sich selbst entzweit, stimmt mit sich überein“, und: „Verbinde Zusammentretendes mit Auseinandertretendem, so wird aus allem Eines und aus Einem alles.“

Nach ähnlichen Gesetzen hat auch das Christenthum sich entwickelt und fortgebildet, anfangs durch Zuthaten tiefsinniger Geister, bald auch durch Ausscheidungen abweichender Denker, und ist zu einem Weltstrom geworden, den viele nur als ein Wunder begreifen, der jedoch an geographischen Strömen sein Gleichniß hat. Auch diese führen oft ihren Namen nach der kleinen Gebirgsquelle, deren einfacher Erguß doch nur eine so glückliche Richtung nahm, daß er Zuflüsse von allen Seiten gewann.

Gleich anfangs nach Jesu Hingang herrschte zwar eine

Zeit lang ein ruhiger Zustand in Jerusalem, der in etwas nach jener Verlassenheit um das Kreuz aussah. Eine allgemeine Stimmung war auf das verhängnißvolle Passah eingetreten, wie solche sich nach dem Innewerden eines entsetzlichen Verbrechens auf die Seelen der Menschen zu lagern pflegt. Die schauerliche Dissonanz von „Halleluja!" und „Kreuzige!" tönte noch dumpf in den Lüften zwischen dem Tempel und dem Golgatha fort. Die Schriftgelehrten selbst gingen gedrückt. Manche schielten bei dem lauter werdenden Glauben an die Auferstehung des Gekreuzigten bedenklich nach den Sadducäern, die an keine Fortdauer nach dem Tode glaubten. Sie wurden aber unruhig, als dieselbe Verkündigung Hunderte von neuen Bekennern Jesu der kleinen Gemeinde der Apostel zuführte. Der Eifer des Synedriums erwachte; doch waren einzelne seiner Mitglieder für Duldung der neuen Sekte, wie denn der Vorsitzende selbst, jener greise Hillel, von dem wir früher gesprochen, günstig von der Lehre Jesu dachte, wie er auch schon einen geistigern Begriff vom Messias hegte. —

Nun gaben freilich auch die Jünger Jesu keinen besondern Anstoß; vielmehr verriethen sie, wie wenig ihnen der tiefere Sinn des Meisters aufgegangen war. Denn im allgemeinen hielten sie sich im Synagogenverbande, begingen die hohen Feste der Juden im Tempel, den Sabbat mit allen in den Synagogen, beobachteten die Ceremonien und im Hause die väterlichen Sitten. Die Beschneidung blieb das Zeichen ihrer Angehörigkeit. Und wie sie das Christenthum nur für ein vervollkommnetes Juden-

thum ansahen, so gingen sie auch mit der Vorstellung von ihrem Meister nicht über die Linie eines Propheten und mit seiner messianischen Bedeutung nicht über den nationalen Begriff hinaus.

Ein rechtes Muster und Exempel aus jener ersten judenchristlichen Gemeinde haben wir an dem ersten Vorsteher derselben, an Jakobus, dem Bruder Jesu, nach der oben mitgetheilten Schilderung Hegesipp's. — Wein und Fleisch genoß er nicht, salbte und badete sich nicht; im Tempel eifrig betend rutschte er sich eine Kamelhaut vom Knien an. Und von alledem, was Jesus selbst als Außenwerk verworfen hatte, erhielt er den Ehrennamen des „Gerechten". Wir würden es heute als Gesetzesgerechtigkeit, als Werkheiligkeit bezeichnen.

Neben diesem Tempeldienste kamen aber die Bekenner Jesu auch abends zusammen und feierten das Andenken ihres Herrn mit Psalmen bei Liebesmahlen.

Als nun aber der große jüdische Versöhnungstag wiederkehrte, der Hohepriester ein Thier schlachtete und den Thron Gottes im Heiligthume des Tempels, die Bundeslade, und sich selbst als den Repräsentanten des Volkes mit Blut besprengte, da fanden sich die Christlichen zuerst betroffen. Sie gedachten des Blutes ihres hingegangenen Meisters und wurden inne, daß sie sich ja in der Schuld des Volkes durch das Opfer des Schuldlosen versöhnt wußten. Bald auch ließen sie noch andere Tempelgebräuche fallen und regten dadurch den alten Judeneifer wieder auf. Oeffentliche Streitigkeiten mit hellenistischen

Synagogenvorstehern traten ein, Verfolgungen der Nazaräersekte gingen von Herodes Agrippa aus, bis nach dessen Tode ganz Palästina eine römische Provinz wurde, da denn die Gemeinde unter solchem Schutze sich ruhig begründen und verbreiten konnte.

In jenen Streitigkeiten that sich Stephanus, ein schöner, hochgebildeter Jüngling hervor und ließ sich einmal in einer längern, begeisterten Rede über die Lösung des Gesetzes durch Jesus und zu Gunsten des erhabenern Tempels einer Gemeinde der Heiligen mit Zurücksetzung des glänzenden Jehovahtempels aus. Da brach die Wuth der Eiferer gegen ihn los, und er sank todt unter ihren Steinwürfen.

Es war ein verhängnißvoller Moment für das junge Christenthum, — nicht sowol durch den gefallenen Stephanus, als durch einen andern jungen Mann, der auf Seite der Eifernden stand, zu seinen Füßen die Kleider hütete, deren die Steinewerfenden sich zu ihrem Auto de Fé entledigt hatten, und der von nun an selbst verfolgungsthätig sich erhob und vorstürmte.

Wenn dem religiösen Auge in irgendeinem Ereigniß der Weltgeschichte die Hand der Vorsehung sozusagen sichtbar wird, so ist es hier in der Rückbetrachtung, wie die Absichten Gottes gerade an der feindseligsten Stelle anknüpfen, in der geheimnißvollen Seele eines Auserwählten sich vermenschlichen und von hieraus in wachsenden Wandlungen einer neuen Menschheitsperiode noch fortlaufend sich vollziehen.

9. Paulus,

wie in römischer Form der junge Christenverfolger Saul genannt wurde, kann von unserm Standpunkt als der Vollender Jesu bezeichnet werden. — —

Was wäre wol ohne ihn aus dem jungen Christenthum geworden, das sich im Verbande mit der Synagoge oder doch mit Synagogenwerken hielt, sich als eine der vielen Judensekten nur langsam unter Juden verbreitet und bei der so nahen Zerstörung Jerusalems in die Morgen- und Abendländer verzettelt hätte?

Da wurde ein Apostat des erfüllten Gesetzes zum Apostel des neuen berufen. —

Wenn die neue Weltmünze des Christenthums auf der Vorderseite Namen und Bildniß des Menschensohnes zeigt, so deutet Paulus auf der Rückseite den Werth und Gehalt derselben an und bringt sie zuerst auf den Weltmarkt in Geltung.

Er war zu Tarsus in Cilicien von Juden römischen Bürgerrechts geboren und hatte sich in Jerusalem, unter dem berühmten Lehrer Gamaliel, einem Enkel des uns bekannten Rabbi Hillel, zum gelehrten Pharisäer ausgebildet, — in der griechischen Philosophie kein Fremdling und seines Gewerbes ein Zeltenmacher. Ein erhabener Charakter, verband er mit Klugheit und Energie in weltlichen Dingen eine hohe Sehnsucht und nachdenkende Begeisterung für das Uebersinnliche, zwischen beiden bei schwächlichem Körper und mächtiger Phantasie zu Visionen geneigt.

Eine solche Vision vermittelte zuerst auch eine plötzliche Umwandlung seines Innern für die neuen Anschauungen Jesu, die er eben noch verfolgte.

Vor verfolgungssüchtigem Thun hatte schon Gamaliel gewarnt, der Lehrer, der auch durch geheime Forschungen seines Großvaters besondere Ansichten von der sinnbildlichen Bedeutung mancher biblischen Gotteserscheinungen in feurigen Zeichen hegte, z. B. von dem Gewitter am Berge Sinai, von dem feurigen Dornbusch in Aegypten.

Als nun nach der Steinigung Stephan's Paulus mit Vollmachten des Hohen Rathes gegen die Jesubekenner nach Damaskus stürmte, gerieth er unter eine feurige Lufterscheinung, die ihn und seine Begleiter zu Boden warf. Geblendet und betäubt, empfand er in seiner erweckten Seele den innern Vorwurf über sein Vorhaben so lebhaft, daß er ihn wie eine Stimme von außen vernahm, die ihm zurief: „Saul, was verfolgst du mich?“ — Eine Erzählung, die, erst in späterer Zeit apostelgeschichtlich niedergeschrieben, vielleicht auch die sinnbildliche Deutung von einem Uebergang des Apostels aus dem Zustand geistigen Nichtsehens in den des Lichts und der Erkenntniß zuläßt. —

Nach Damaskus gebracht, versank er in dreitägiges Nachsinnen, und die Wandlung aus einem Verfolger zum Bekenner Jesu vollzog sich so rasch, als sie überraschend veranlaßt war. Wie er sich selbst umgewandelt fühlte, fand er auch seine Natur- und Bildungsgaben in Geschenke eines heiligen Geistes verwandelt. Jesus war ihm erschienen und lebte forthin in seinem Innern. Er zog sich drei

Jahre lang in die Wüste Arabiens zurück, bis er, mit sich einig, für seine Zukunft entschlossen und gerüstet, nach Jerusalem eilte, um Petrus kennen zu lernen und sich seiner hohen Mission hinzugeben.

Mit dieser Mission, die Paulus freiwillig sich auferlegte, wie Jesus sich dem Messiasthum unterzogen hatte, hebt die Weltverbreitung der neuen, hohen Verkündigung an, die aber zugleich auch durch die eigenthümliche Auffassung derselben von seiten des Heidenapostels dem Verständniß so verschiedenartiger Völker und ihren Bedürfnissen anbequemt wurde.

Die Geschichte der Fahrten und Reisen, der Leiden und Gefahren, der Kämpfe und Eroberungen des außerordentlichen Apostels gehören nicht zum Gegenstande unserer Betrachtung. Nur der bittersten Streitigkeiten haben wir zu gedenken, die gewissermaßen als Fortsetzung dessen, was wir oben unter der Ueberschrift „Entzweiungen" bemerkten, dem Apostel innerhalb seiner Mission mit den Jüngern Jesu begegneten.

Paulus nämlich faßte, wie gesagt, das Christenthum als neue Weltreligion auf, — als selbständig in der Freiheit des „Mannes" gegen das Judenthum als den aufgehobenen Gehorsam des „Knaben". Die ältern Apostel aber mit ihren Gemeinden in und um Jerusalem verwarfen diese Lehre, hielten sich selbst nicht nur von der Thora und dem Tempel nicht völlig entbunden, sondern wollten auch bekehrte Heiden nur durch das Judenthum selbst mittels der Beschneidung zulassen.

Dieser Widerspruch verbitterte sich nach und nach aufs heftigste in dem Grade, als Paulus auf seinen weiten Reisen mehr und mehr Gemeinden stiftete, die er von den Vorurtheilen oder dem Misverstande der Säulenapostel in Jerusalem unabhängig machte. Diese verwarfen ihn als unbeglaubigt und als eigenmächtig für einen, der Jesum selbst nicht gekannt habe. Und nicht genug mit solchem Mistrauen und Zweifel, die man gegen ihn ausstreute, sendete man ihm Bevollmächtigte nach, die sein Wirken verdammten, die von ihm begründeten Gemeinden gegen ihn aufregten, ja selbst seinen Charakter und seine Absichten verdächtigten.

Reichliche Almosen, die Paulus, auf seinen Fahrten gesammelt, der Gemeinde in Jerusalem überbrachte, verschafften ihm doch keine Gunst. Er sah sich auch hier verrathen, verlassen, sodaß er von der römischen Wache aus den Händen des empörten Volks gerettet werden mußte.

So heftete sich eine Kette von Leiden und Mühen, von Kämpfen und Todesgefahren an seinen hinfälligen Leib und an den obsiegenden Enthusiasmus seiner Seele, bis er zuletzt — wahrscheinlich in der Christenverfolgung des Kaisers Nero um das Jahr 64 n. Chr. — in Rom enthauptet wurde.

Ueber seinen Tod und sein rastloses Bemühen hinaus wirkte aber und wirkt noch heute Paulus durch seine eigenthümliche Auffassung und Weltanbequemung der Lehre Jesu fort.

Diese Lehre bildete sich nämlich aus den Mittheilungen der Evangelisten und aus weitern Ueberlieferungen und befestigte sich kirchlich mehr und mehr zu dem sogenannten Christenthum. Daß diese Neubildung nicht nach dem eigentlichen Namen Jesus, sondern nach dem Beinamen Christus genannt wurde, läßt eine sinnreiche Deutung oder Bezüglichkeit zu. Der Beiname Christus weist nämlich auf die messianische Bestimmung Jesu hin. Diese war aber in ihrer geistigen Bedeutung durch nationale Auffassung misverstanden worden und hatte dadurch den Tod des hohen Meisters herbeigeführt. Sollte nun die reine, geistige Lehre Jesu nicht auch wieder misverstanden, verworfen und gewissermaßen gekreuzigt werden, so trat das umgekehrte Verhältniß ein, daß sie sich der Fassungsgabe und den Bedürfnissen der Welt anbequemen mußte. Sie war also nicht eigentliches Jesuthum, sondern Christenthum, indem sie nur dergestalt belebend und erlösend wirken konnte. Der Messias erstand gewissermaßen von seinem Tode in der siegreichen Lehre, vertrieb die Dämonen des Wahns und beugte die Nationen vor der Wahrheit des Göttlichen. — —

Wie wenig nämlich die Verkündigung Jesu in ihrer Erhabenheit von der Welt verstanden wurde, selbst während sie noch von ihrem lebendigen Hauch umwittert war, haben wir an den Jüngern, an dem Bruder Jakobus und an der leidenschaftlichen Widersetzlichkeit der Säulenapostel gegen Paulus gesehen. Wie viel zu rein wäre sie erst der versumpften, versinkenden Entsittlichung des Alterthums,

wie viel zu geistig der aufgrünenden Welt der Völkerwanderung entgegengekommen!

Doch keineswegs mit solchem Vorausblick, nicht mit solcher Berechnung bildete der, wenn auch gelehrte Paulus seine Auffassung der neuen Offenbarung nach dem Heilsbedürfniß der ab- und der auflebenden Generationen; in sich selbst erlebte er diese Bedürfnisse der nächsten und der entferntern Zukunft; in der eigenen dürstenden, tiefsinnigen Seele gestalteten sich die Anschauungen von dem neuen Heil, für das er mit der ganzen Fülle der Liebe und Hingebung zu wandern und zu wirken sich berufen fand.

Seine Lehren selbst, im Wesen mit den Aussprüchen Jesu übereinstimmend, hingen doch so wenig als diese im Netz eines förmlichen Systems, was gerade ihm doppelt anzurechnen ist, da er bei wissenschaftlicher Bildung seine Methode und als Zeltenmacher seine Schablone in Uebung hatte. Der Gelehrte in ihm verräth sich in seinen Briefen nur durch Auslegung und Beweisführung in kühnen Schlußfolgerungen, durch klaren Verstand, der einen Strom von Gedanken aus tiefer, glühender Seele hervortreibt, sodaß seine Ueberlegungen ihm zuweilen von außen, als Visionen, erscheinen. Für alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, wie gegen Vorurtheile und Täuschungen, fehlt ihm dabei nie das treffende Wort, um zu überzeugen, abzuschrecken oder durch Herzlichkeit die Seele zu gewinnen.

Versetzen wir uns in den kurzen Zeitraum zwischen Jesus und unsern Apostel zurück, so fallen uns leicht einige

der eigenthümlichen Anschauungen Paulus' ins Auge, die zugleich seine persönliche Stellung zum Christenthum bezeichnen.

Paulus hatte Jesum nie gesehen; er kannte ihn nicht, wie die übrigen Apostel — was ihm diese auch vorrückten — von Auge zu Auge, von Mund zu Mund, von Schritt zu Schritt in der rein menschlichen Erscheinung des hohen Meisters. Aber auf dem Wege nach Damaskus war er ihm erschienen — in blendendem Licht, ohne Gestalt, und nur mit einem warnenden Zuruf.

Nach Tagen des Verweilens in Damaskus, nach Jahren der Einsamkeit und des Nachdenkens war Paulus endlich zu seinem Apostelberuf hervorgetreten — mit seinem fertigen Jesubilde.

Er hielt noch an der creatürlichen Menschheit Jesu fest; nur daß der Mensch Jesus auf eigene Weise, durch hinzugekommenen Geist, göttlich begnadigt sei. Es war eine von oben herab erlebte Vorstellung, und in dieser Zwischenlage geeignet, den Uebergang vom Lebensbilde zum Idealbilde Jesu zu machen, — zur Idee eines Gottmenschen, die gerade in jener bewegten Zeit dem Tiefsinne philosophischer Geister wie der Sehnsucht erlösungbedürftiger Herzen entgegenkam.

Die hellenistische Forschung war nämlich damals mit der Idee und der Natur des Logos beschäftigt, — jenes göttlichen Wesens, das die allzu abstract gefaßte Gottheit mit der sinnenfälligen Welt vermitteln sollte. Man war auf den Gedanken gekommen, das erste schaffende Wort:

„Es werde!“ durch die Entwickelung der Schöpfung bis herab zur Menschwerdung zu führen, wo dann diese Anschauung allmählich Eingang in das Paulinische Christenthum fand und neue Verknüpfung mit der Persönlichkeit Jesu gewann, in welchem sich der menschgewordene Logos erkennen ließ.

Daneben war in jenem höchst merkwürdigen Zeitalter besonders die römische Welt in das angstvolle Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit gefallen. Man nahm in Rom Zuflucht zu allen Sühnungsgebräuchen asiatischer Religionen, — zum persischen Mithrasdienst, zur Verehrung der phrygischen Göttin Cybele mit ihren eigenthümlichen Gebräuchen. So erniedrigte man sich denn auch zu den Taurobolien, — Sühnopfern, die darin bestanden, daß der Sühnesuchende in einer Erdgrube sich unter das Bretergerüst stellte, durch welches das strömende Blut eines über ihm geopferten Stiers seinen Leib übergoß und seinen Sünden durch heiße Schauer Vergebung bringen sollte, wie wir heute etwa von kalten Sturzbädern Neubelebung der Nerven erwarten.

Etwas Schauerbares hat vergossenes Blut immerhin in den Augen des Menschen und erweckt bei Opfern die Stimmung, mit der man sich zürnenden Göttern nähert. Auch im Prachttempel Jehovah's hatte Jesus noch blutige Opfer in Brauch und Vorschrift gefunden. Er selbst verwarf sie und forderte Sinnesänderung, Reinigung der Herzen. Das Bedürfniß der Menschenseele, mit Gott versöhnt zu sein, hatte er an seine Offenbarung vom un-

mittelbaren Verhältniß eines reumüthigen Kindes zum liebevoll harrenden Vater, — mithin zur Selbstthat des Vertrauens und der Hingebung verwiesen.

Aber freilich, nicht alle Kinder können zur Selbstthat einer Sinnesänderung sich erheben, auf eigenen Füßen wandeln oder auch ohne Zuspruch zur Erkenntniß ihrer Lage kommen, ohne Glauben an Fürsprache über das Angstgefühl ihres Schuldbewußtseins mit dem Vertrauen auf die allverzeihende göttliche Liebe sich aufrichten.

Und gerade für diese hatte Paulus eine zweite erlebte Anschauung.

Er kannte nämlich von Jerusalem her jene Empfindung der Bekenner Jesu, die, durch das vergossene Blut ihres schuldlosen Herrn und Meisters versöhnt, sich der Theilnahme am blutigen Opfer des jüdischen Versöhnungsfestes geweigert hatten. Es war wol mehr eine leid- und kummervolle Empfindung des Augenblicks, als daß sie in dem Tode Jesu selbst eine umfassende Bedeutung für die Menschheit erkannt hatten. Denn sie erwarteten ja die sichtbare Wiederkehr ihres Meisters zur Begründung des messianischen Reichs, woran er durch seine Hinrichtung verhindert worden. Paulus aber hatte jene Weigerung für eine Widersetzlichkeit gegen das jüdische Gesetz genommen und sich dadurch zur Verfolgung der Christen hinreißen lassen.

Je schmerzlicher er nun infolge seiner Umkehr den Irrthum erkannte, desto heißer faßte er den blutigen Tod Jesu in dem ausgedehnten Sinn eines Sühnopfers für die

Schuld der Menschheit und nahm diese Vorstellung von dem Erlöser und von einem bleibenden Mittler zwischen Gott und dem Sünder in seine Verkündigung auf.

Der gesetzesgelehrte Mann stand immerhin unter den Eingebungen seines tiefsinnigen, enthusiastischen Gemüths. Er hatte mit dem persönlichen Jesus nicht gelebt und kannte jenen Seelenkampf am Oelberge nicht, in welchem der betende Meister den ihm drohenden Tod nicht als ein freiwilliges Opfer, sondern als eine Folge seiner verkannten Messiaswürde mit Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters übernommen hatte, — „wenn der Kelch der Leiden doch nicht an ihm vorübergehen könnte".

Die Auffassung des Apostels vom Opfertode Jesu, vom Sühnopfer für die sündhafte Menschheit, wirkte nun mit der vollen Macht eines ursprünglichen Seelenerlebnisses auf die bedürftigen, verzagten Herzen. Und wenn die nachmalige Kirche sich rühmt, unvergänglich auf dem Petrusfelsen erbaut zu sein, so hat doch das Christenthum, selbst in abweichenden Bekenntnissen, sich durch den Felsenquell Paulus lebendig erhalten, und alle Christgläubigen schöpfen aus ihm die Hoffnung der Seligkeit.

Der Seligkeit! — — Dies große Wort, das ein ewiges Bedürfniß der Menschheit bezeichnet, jenes nie schlummernde Verlangen, das die meisten Menschen nach den Scheinbildern des Lebens wie das durstige Kamel nach dem wasserschimmernden Dunst der Wüste treibt, das uns auf alle Wege der Thorheit und der Verirrung verlockt, ja selbst den Rechtschaffenen auf den Pfaden der

Tugend im Kampfe aufrecht erhält, — jenes nirgends befriedigte Verlangen, das um dessentwillen sich immer wieder auf das Jenseits vertröstet und von der Kirche dorthin angewiesen findet, — dies geheimnißvolle Wort führt uns auf das tiefste Erlebniß des Apostels in seinem Ausspruch, daß nicht des Gesetzes Werk, sondern nur der Glaube selig mache.

In den Tagen nämlich, die Paulus, äußerlich geblendet, innerlich erleuchtet, in Damaskus zubrachte, und in den Jahren, die er in Zurückgezogenheit seiner innern Umwandlung und Vorbereitung opferte, war er in dem glühenden Abgrund seiner Seele zur Betrachtung und Ueberzeugung gelangt, wie sehr er durch seinen Eifer für das jüdische Gesetz bei Steinigung des Stephanus und Verfolgung der Christen sich verirrt und versündigt hatte, und wie er sich jetzt nur durch die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit dessen gerettet fühlte, der ihm selbst aus der leuchtenden Wolke zugerufen hatte.

Der Apostel spricht also vom jüdischen Gesetz, von dem Unwerth jener Werke, durch welche z. B. der Apostel Jakobus den Ehrennamen des Gerechten erworben hatte, nicht von den Werken des Sittengesetzes. Denn das Ansich-Menschliche, das Sittliche, ist in seiner Wahrheit eben das Religiöse, ist das Gute nach der absoluten Vernunft, d. h. der Wille der Gottheit. Und was Paulus von dem seligmachenden Glauben sagt, bezieht sich nicht auf die dogmatische Person Jesu, die ihm selbst nur eine erhöht menschliche war, sondern auf das Göttliche seiner Offenbarung.

Diese Offenbarung weist das menschliche Verlangen nach Seligkeit zunächst auf diese Erde an, und so mag denn ein jeder an sich selbst erfahren, welch eine innere Zufriedenheit alles tüchtige Wirken für die Welt schon durch sich selbst gewährt. Dehnen wir dann unsere Aufgabe dahin aus, die Natur weiter zu einer socialen Ordnung zu schaffen, in welcher wir dann auch höhere Güter des Daseins gewinnen, und erheben wir uns selbst im Bestreben, das Göttliche, das uns in der Schöpfung wie von selbst hervorkommend begegnet, unsererseits im Leben der Gesellschaft, unter sittlicher Billigkeit und Beschränkung, durch Behauptung des Rechts, Erkenntniß des Wahren, Förderung des Guten und Bildung zum Schönen hervorzubringen, so steigert sich jene Zufriedenheit zu einer hohen Befriedigung der Seele. Dasjenige, was sodann dieser Befriedigung im Drang des Vergänglichen zur vollen Seligkeit abgeht, verknüpft sich im Bewußtsein, daß der sittliche Mensch in Uebereinstimmung mit der göttlichen Weltordnung lebt, mit entsprechenden Verheißungen. Auch das uneigennützigste Gemüth faßt nämlich die Ueberzeugung, daß in einer solchen höhern Ordnung das geschaffene und geförderte Gute nicht unvergolten verschwinden könne, wenn auch die Fülle der von der Schöpfung aufgewendeten Güter im Leben der Gesellschaft nicht immer zu verdienter Vertheilung kommt. Und wenn Jesus selbst, jener Weltordnung gemäß, Tugend und Seligkeit als zusammengehörig setzt, so bleibt der große Weltaccord zur

Lösung der zwischen beiden oft spielenden Dissonanzen das letzte Geheimniß seiner Lehre.

Hier ist Unsterblichkeit keine Frage mehr, sondern eben eine Verheißung. Als Frage fällt sie der Philosophie anheim, die solche der verlangenden Seele am leichtesten beantworten würde, wenn sie einmal den Standpunkt fände, den Tod, statt seines Anscheins von Auflösung des Lebens, als eine bloße Umwandlung, als einen Uebergang in andere Zustände, auch physiologisch, begreiflich oder doch denkbar zu machen.

Bis dahin beruhigt sich der vertrauend-thätige Mensch mit der schönen Ansicht unsers Kant:

„Es hat wol niemals eine rechtschaffene Seele gelebt, welche den Gedanken hätte ertragen können, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, und deren edle Gesinnung sich nicht zur Hoffnung der Zukunft erhoben hätte. Daher scheint es der menschlichen Natur und der Reinigkeit der Sitten gemäßer zu sein, die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen. — — — Da unser Schicksal aber in der künftigen Welt vermuthlich sehr darauf ankommen wird, wie wir unsern Posten in der gegenwärtigen verwaltet haben, so läßt sich mit Voltaire's ehrlichem Candide, nach unnützen Schulstreitigkeiten, sagen: Laßt uns unser Glück besorgen, in den Garten gehen und arbeiten!"

10. Die Evangelien.

Während der längern Dauer, in welcher auch das junge Christenthum, nach der Weisheit des alten Heraklit, den Streit als den Vater der Dinge erproben sollte, bildeten sich allmählich unsere Evangelien. Ein, wenn auch nur flüchtiger Blick auf die Umstände, unter welchen dieselben zu Stande gekommen, reicht hin, uns darüber zu beruhigen, daß sie, ohne Anspruch auf unbedingtes Ansehen, auch unserer Auffassung ihres Inhalts keinen Zwang auferlegen. Sie selbst sind verschiedentlich aus der fließenden Ueberlieferung geschöpft, die ihren Ursprung in der mündlichen Mittheilung der Apostel und der Jünger Jesu hat, von denen man weiß, daß sie ihres Meisters Lehren, Aussprüche und Handlungen in besserm Gedächtniß als Verständniß bewahrt hatten.

Innerhalb der apostolischen Zeit bis zur Zerstörung Jerusalems und während die Christen mit der Anerkennung Jesu als des Messias den Gesichtskreis des Judenthums nirgends überschritten, wurden schwerlich schriftliche Aufzeichnungen über Jesus unternommen. Selbst die gelehrten Juden hatten keinen besondern Hang zu schriftstellerischer Thätigkeit, um so viel weniger die ungebildeten Apostel, die überdies mit der baldigen Rückkunft Jesu das Ende der Zeiten erwarteten, mithin auf keine späten Leser rechneten.

Dennoch nimmt man ein ältestes Hebräer-Evangelium

an, das — obgleich bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts in Gunst — doch aus dem kirchlichen Gebrauch fällt und erst nach Ueberlieferung seines Grundstocks an das nach Matthäus benannte Evangelium sich wieder, sogar zu einem kirchlichen Vorzug erhebt. In demselben herrscht nämlich die Lehre Jesu in ausführlichen Reden und zahlreichen Parabeln über die Geschichtserzählung vor, und Petrus gilt auf diesem Tabor des Judenchristenthums als Ideal und Grundstein der christlichen Gemeinschaft, die hier schon den Namen der Kirche annimmt. Hinzugekommene Stücke und Ueberarbeitungen verrathen ein späteres christliches Bewußtsein.

Diesem Petrinischen Evangelium tritt nachher ein Paulinisches gegenüber, dessen anfängliche Schroffheit, im Interesse des verfolgten Apostels der Heiden, nachmals durch Aufnahme Petrinischer Ueberlieferungen gemildert wurde. Wir besitzen es heute unter dem Namen des Schülers und Reiseberichters Lukas. Zwischen 100 bis 105 n. Chr. geschrieben, geht es schon hinsichtlich der Person Jesu über Paulus hinaus zur Anschauung eines „Sohnes Gottes" und führt also das Idealbild Jesu weiter.

Mitten in diesem Streit zwischen Petrus und Paulus erscheint die „Offenbarung Johannis", unbezweifelt als ein Werk dieses Apostels. Es ist im Unwillen über die Christenverfolgung des Kaisers Nero geschrieben, auf dessen Namen „Neron Cäsar" der bezeichnete Antichrist sich berechnen läßt, — ein Manifest des tiefsten, glühendsten Judenhasses, mit versteckter Heftigkeit selbst auf den Apostel

Paulus zielend, der in derselben Verfolgung den Märtyrertod erlitten hatte.

Doch überhaupt dauerte noch lange über diesen Tod hinaus die Entzweiung fort. Und wie jeder der beiden Apostel seinen Anhang in den jungen Gemeinden hatte, so hielten diese sich auch an die verschiedenen Evangelien parteilicher Abfassung.

Da stellt sich späterhin nach dem Evangelium des Lukas ein jüngeres, nach Markus benannt, mit dem Versuch ein, die Gegensätze und Standpunkte der beiden entzweiten Richtungen auszugleichen, diese **Bemühung** jedoch künstlich zu verstecken. Sprachlich nachweisbar ist es in Rom lateinisch geschrieben, die Urschrift aber noch einmal zu einiger Uebereinstimmung der verschiedenen Auferstehungsberichte überarbeitet.

Sonderbarerweise bricht die ursprüngliche Entzweiung, die dies Evangelium zu ebnen sucht, heute noch einmal in der Auffassung desselben von seiten unserer forschenden Theologen aus, wie manchmal eine übertünchte Wand bei Veränderung der Witterung wieder vorschlägt. Manche derselben halten gerade Markus für den Urevangelisten; andere vermuthen hinter demselben einen ältern Markus, — einen beerbten Oheim, sozusagen.

Lassen nun allerdings Entzweiungen dieser Art sich nicht auf ebenem **Boden**, wie etwa ein Rechtsstreit über Mein und Dein, durch gegenseitiges Ab- und Zugeben vergleichen, so geht doch das vierte E v a n g e l i u m d e s J o h a n n e s, indem es einen idealen Standpunkt ü b e r den Partei-

anschauungen nimmt, so hoch über das Geschichtlich-Wirkliche, das von den Aposteln Erlebte und Menschlich-Denkbare hinaus, daß aller Zusammenhang mit dem Leben abgebrochen und weit verlassen ist. Man würde dies Evangelium für eine ganz neue Offenbarung ansehen müssen, wenn man es nicht, in seiner spätesten Abfassung, unter einem andern menschlichen Einfluß, — jenem nämlich der neuen Zeitideen, erblickte.

Dieser Einfluß rührte aus den höhern Kreisen hellenischer Bildung her, die sonst doch gerade der sich eben ausbreitenden Lehre Jesu am entferntesten lagen. Denn wenn auch in jenem vielfach zerrissenen, erwartungsvollen Zeitalter das Christenthum mit seiner einfachen Verkündigung von der Liebe und Gleichheit der Menschen, von der Sinnesänderung und Sündenvergebung — hier dem Bedürfniß der Armen und Unterdrückten, dort der Seelenangst der in Genuß und Schmach versunkenen Reichen mit doppelter Erlösung entgegenkam, so trug dasselbe doch gar nichts zur Lösung der geheimnißvollen Frage bei, — wie wol das Endliche der Welt aus dem unendlich Ewigen entstanden wäre. Dies Räthsel, zu dessen Lösung die hellenische Philosophie sich mit der altindisch-persischen Weisheit verbunden hatte, strebte nach einer über den religiösen Volksglauben erhabenern Einsicht in die göttlichen Dinge.

Diese sogenannte Erkenntniß — „Gnosis" hielt an dem Grundgedanken von einer außerweltlichen Gottheit und einer ungöttlichen Materie fest. Gott offenbare sich durch ein göttliches Mittelwesen, das in seiner Begegnung mit

der Urmaterie die Welt hervorgebracht habe, die sich in der Weltgeschichte fortsetze, sodaß das in der Welt gebundene Göttliche durch ein in die Geschichte eintretendes göttliches Wesen erlöst werde.

Bot nun auch, wie gesagt, die einfache Lehre Jesu jenen Gnostikern wenig, was sie in die aufgezogenen Fäden ihrer Forschung hätten einschlagen können, so trat ihnen dafür, bei zunehmender Ausbreitung des Christenthums, die wunderbare Persönlichkeit des Stifters desto ansprechender entgegen. Die evangelischen Ueberlieferungen nahmen unter ihrer Niederschrift und Umarbeitung manches von den Gedanken und Anschauungen der Zeit auf. So kam es, daß die Vorstellung von der Person Jesu nach und nach durch den Enthusiasmus seiner Bekenner über den jüdischen Begriff seiner Jünger von ihrem messianischen Herrn und Meister, über den Paulinischen Menschen des Heiligen Geistes und den Lukas'schen Sohn Gottes immer höher bis zum „Erstgeborenen von Ewigkeit her" in göttliche Verklärung erhoben ward. —

Nun hatte Jesus mit dem fleischlichen Wesen der Welt nichts mehr gemein; er war eine Emanation Gottes, seine Erscheinung als Mensch ist nur Schein, er ist das Wort, der Logos, jenes schaffende erlösende Wesen, das bei Gott und Gott selber war und Fleisch geworden ist.

Mit diesem Programm werden wir in das vierte Evangelium und zugleich in die Zeit seiner Entstehung eingeführt, — in die Mitte des 2. Jahrhunderts nämlich, wie unsere Forscher annehmen.

Außer andern historischen Momenten, die dorthin weisen, macht sich im besondern der Umstand dafür geltend, daß neben den andern früher gekannten Evangelien das vierte erst um diese Zeit bekannt und alsbald auch mit Enthusiasmus aufgenommen wird. — Begreiflicherweise kann es dann von dem „Lieblingsjünger“ Jesu, so alt er auch geworden, nicht verfaßt, sondern nur mit besonderer Absicht auf seinen Namen ausgestellt sein; wie denn sein Leben von mancherlei Legenden verklärt war. Mit dieser Annahme würde jedenfalls das vielfach erhobene Bedenken über den geistigen Abstand des Evangeliums von der sogenannten Offenbarung des Johannes sich lösen. Daß letztere aus der Feder des Apostels geflossen, ist am wenigsten bezweifelt worden, daß aber dieselbe, um das Jahr 68 von Zorn und jüdischem Eifer so beschwerte Feder sich nachmals zu solcher Höhe mystischer Weltanschauung sollte erschwungen haben, grenzt ans Unerklärliche. Immerhin dürfte an dem ursprünglich ungelehrten Fischerjünger die so späte innige Bekanntschaft mit gnostischen Anschauungen mehr befremden, als an dem einst so heftigen Vorstande der Gemeinde zu Ephesus das liebreiche Wesen des Greises, worin er, auch jetzt noch abweichend von seinem Gegner Paulus, nicht an dessen Lehre von der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, sondern an die Voraussetzung des Guten und der Sehnsucht nach dem Vollkommenen in der Menschenbrust anknüpft.

Nach alledem mögen wir uns zu Baur's scharfsinnigen Forschungen bekennen. Diesen nach stellt sich unser

Johannes-Evangelium als eine rein ideelle Composition heraus, in welcher der geschichtliche Stoff nur zur Einkleidung einer Idee verwendet, die auftretenden Personen zu Trägern von Anschauungen und Principien bestimmt und diesem Zweck zu Liebe die Thaten Jesu mit seinen Reden in genaue Uebereinstimmung gesetzt sind.

Aehnlich urtheilt der ungenannte Verfasser eines schon vor zwanzig Jahren erschienenen Buchs über „die Evangelien, ihren Geist, ihre Verfasser und ihr Verhältniß zueinander", indem er über sämmtliche Evangelien als ein Ergebniß seiner wissenschaftlichen Forschungen die hier ins Kurze gefaßte Ansicht ausspricht:

„Die Evangelien sind keine naiv gefaßten Chroniken oder unbefangene Geschichtserzählungen, sondern Producte bestimmter Parteiinteressen und Verhältnisse. Die Schreiber sind keine schlichten Fischer und Handwerker, sondern feine, gewandte, tiefsinnige Geister, die jedes Wörtchen mit bewußter Absicht und in speciellem Sinne wählen und schreiben, nach Zweck abändern, das Wohlgekannte mit Absicht nicht aufnehmen. Jeder hat seinen eigenthümlichen Christus nach eigenthümlicher Auffassung und eigenthümlicher Heilsgrundlehre. Eine diplomatisch genaue Darstellung des wirklichen Lebens Jesu war nicht ihr Zweck, sondern wie eben einem jeden das Wirken und Sprechen Jesu am zusagendsten erschien." — —

Ein Beispiel solcher freien Behandlung des Geschichtlichen findet sich schon in der Apostelgeschichte, in welcher, nachdem später der Streit zwischen Petrus und Paulus

einigermaßen beigelegt war, die Darstellung der Uebereinkunft zwischen beiden sehr abweichend von der Erzählung des Paulus im Brief an die Galater ins Glimpfliche gefaßt ist.

Völlig ausgeglichen ward der ursprüngliche Zwist sehr spät, lange nach dem Tode des Apostels Paulus.

11. Einheit.

Auch hier hatte der Streit, — Heraklit's „Vater der Dinge" — eine zahlreiche Sippschaft erzeugt, bevor es nach dem Ausspruche desselben dunkeln Philosophen dahin kam, daß „das Eins, sich mit sich selbst entzweiend, mit sich übereinstimmte".

Der Zwist war nämlich in den verschiedenen Parteiansichten einigermaßen verhärtet und darum schwer löslich geworden.

Eine dieser Parteien betrachtete den Apostel Paulus mit seinen Heidenchristen als zu ihnen, den Judenchristen, gar nicht gehörig. Ihres Vorzugs oder Vorberufs überzeugt, hielten sie sich ihm fern und ließen ihn gewähren in der Erwartung, durch die baldige Wiederkunft Jesu werde sich alle Entzweiung im Messiasreich befriedigen.

Andere, wahrscheinlich römische Judenchristen, ließen zwar Paulus in seiner apostolischen Würde gelten, lehnten sich aber gegen seine Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben mit Verwerfung der Werkgerechtigkeit auf.

Bei noch andern fand aber auch sein apostolisches Ansehen keine Anerkennung. Er selbst hatte Jesum nicht von Person gekannt wie Petrus und die übrigen Apostel, von denen er in seinem Lehramte doch in so wesentlichen Stücken abwich.

Ueber alle diese hinaus gingen vollends jene Gegner des Apostels, die nur ein den Formen und Einrichtungen des Judenthums gänzlich untergeordnetes Christenthum wollten, sodaß auch die bekehrten Heiden nur durch die Beschneidung in die christliche Gemeinschaft gelangen dürften.

Diese Hauptparteien, wie sie sich noch weiter spalteten und mischten, blieben nicht ohne Widerwillen im Verkehr miteinander. Die Judenchristen in Palästina vertrugen sich lieber mit wirklichen Juden, die den Gekreuzigten verwarfen, als daß sie die zum Erlöser sich bekennenden Heiden hätten gelten lassen. Vielen lag ein Rückfall ins Judenthum nahe genug, und manche besuchten schon die besondern Zusammenkünfte der Christen nicht mehr, sondern nur den Tempel, in welchem auch die treuen Bekenner Jesu die Feste und Gebräuche des jüdischen Gesetzes fortbeobachteten; wie ja selbst der „Gerechte" Jakobus täglich dort mit solchem Eifer auf den Knien rutschte, als hätte er die abweichenden Lehren des hingegangenen Bruders dem Himmel abzubitten.

Wie schon aus den verschiedenen echten und angezweifelten Apostelbriefen zu entnehmen ist, bildeten sich im weitern neben den bezeichneten Abweichungen, theils von Palästina aus, theils in entfernten Gemeinden, ganz neue

Irrlehren aus der Vermählung jüdisch-christlicher Gedanken mit heidnischer Gnosis. Schon vor Christus verrieth das Judenthum seinen sichtbaren Verfall. Der Pharisäismus, stets bemüht, die reine Lehre zu bewahren, sah neben sich immer mehr abweichende Sekten entstehen und vertrocknete selbst in seinem Lebensmarke, je mehr er seine Kraft in religiösen Außendingen aufwendete.

In alledem regte sich, wie es scheint, das Bedürfniß höherer Erkenntniß und religiöser Belebung. Das Christenthum, bestimmt, das Bedürfniß der Zeit zu befriedigen, wurde dafür weniger erkannt als von Misverständnissen in seiner Bestimmung und für sein Fortkommen bedroht. Allein gerade da entwickelte sich seine mächtige Lebenskraft. Soweit es zu seinem äußerlichen Bestehen Fremdes in sich aufnahm, wie z. B. die gnostischen Ansichten im Johannes-Evangelium, hatte es die Kraft, solches in sein eigenthümliches Wesen — oder zu einem eigenthümlichen Wesen — sich einzuverleiben, während dasjenige, was jüdisch-heidnische Denker aus dem Christenthum schöpften, damals und später in die oft wunderlichsten Irrthümer, Häresien oder Ketzereien ausartete.

Dieselbe Lebenskraft des jungen Christenthums bewährte sich noch weiter darin, daß es unter jenen, seine Existenz bedrohenden Entzweiungen und Misverständnissen noch früh genug die lebhafte Erkenntniß und den Muth fand, sich zur Einigkeit und einem festen Zusammenhalt aufzurichten. Es war ein innerer Drang, etwas gleich dem Naturtriebe jedes lebenden Wesens zu seiner Selbsterhaltung.

Wie diese Einigkeit nach und nach zu Stande kam, läßt sich hier nicht darstellen. Wir müssen uns auf die Betrachtung abschließen, daß die Nothwendigkeit derselben vor allem auch die Versöhnung zwischen den Anhängern des Petrus und des Paulus herbeiführte. Es war, als ob man sich endlich des Zwistes und Streites zu schämen angefangen hätte. Denn wie zwei Kämpfende wol in dem Ungestüm des Gefechts dazu kommen, rasch ihre Waffen zu wechseln, so bemühte man sich damals zum Frieden, die Lehren, Thaten und Verdienste beider Apostel gegeneinander auszutauschen. Beide wurden als ursprünglich nicht so arg entzweit und als längst einträchtig dargestellt; beide hatten, nach manchen Legenden, die Wahrheit des göttlichen Meisters erkannt, gelehrt und in Kraft derselben Wunder gewirkt.

Eine gewisse Vorliebe für Petrus schimmerte doch aus diesem Friedensbogen mit hellern Farben über seinem Haupte hindurch. Schon der Name Petrus wies nach dem in die Evangelien übergegangenen Wortspiel Jesu auf den Fels, der zum Aufbau der neuen Kirche bestimmt sei.

Zu einem solchen Aufbau mahnte nun das zwischen den entzweiten christlichen Gemeinden abgeschlossene Concordat. Ein verhängnißvolles Zeichen war vorausgegangen, als mit der Zerstörung Jerusalems auch der Prachttempel Jehovah's in Trümmer sank. Die Römer hatten dies Werk der Vorsehung vollzogen, doch niemand ahnte noch, daß die neue geistige Gemeinschaft einer Kirche ihren herrschenden Sitz in Rom finden werde. Dort wurde dann auch

später den beiden Aposteln zur Erinnerung an ihre Eintracht ein gemeinsamer Feiertag angeordnet und auf die Höhe unsers Sommers verlegt, kurz hinter die Sonnenwende im Sternbilde des Krebses.

In der neuen Kirche und für ihre Gläubigen wurde denn auch das Idealbild Jesu dogmatisch erhoben — zum Hochaltarbilde des Christenthums.

Beide, das Christenthum und das Idealbild, verknüpfen sich in Paulus — in der eigenthümlichen Auffassung des tiefsinnigen Apostels von der Person und von der Lehre Jesu. Seine Vorstellung vom göttlich erhobenen Menschen Jesus wurde nach und nach, zuerst unter Einflüssen speculativer Gedanken und gottseliger Empfindungen jener forschenden und sehnsüchtigen Zeit, später auch durch Concilienbeschlüsse, zum geheimnißvollen Bilde des Gottmenschen ausgeführt. Der Paulinische Begriff vom Opfertode Jesu, vom Erlöser und vom seligmachenden Glauben bildete den Grundstein der neuen Kirche.

Verknüpfen wir nun, abgesehen von dieser kirchengeschichtlichen Entwickelung, mit dem versuchten, obgleich historisch unausführbaren Lebensbilde Jesu seine ursprüngliche Lehre, soweit solche, freilich nicht aus Quellen, sondern nur aus Bächen evangelischer Ueberlieferung zu schöpfen ist, so entsteht uns die Frage: Welche Verbindung, welchen belebenden, fortbildenden Einfluß haben beide für unsere Gegenwart und die Zukunft? — — —

Betrachten wir den Menschen in den dreierlei Beziehungen, die er im Leben hat!

Zuerst ist er mit und für sich ein Einzelner. Als solchen findet er sich immer wieder in jener Zurückgezogenheit und Sammlung der Seele, die unserer zerstreuten, zerflatternden Gesellschaft ziemlich fremd, oft beängstigend geworden ist. Hier auf der freien, stillen Zinne seines Lebens, mit dem weiten Blick nach oben und nach unten besinnt er sich seiner doppelten Natur und Bestimmung, orientirt sich über den Lauf seiner Tage, — welche Strecke er auf dem Wege zum Ziel zurückgelegt, wo er sich verirrt, wie oft er sich vergessen, wohin er sich vereitelt habe, und welche Betrachtungen ihm sonst noch entgegenkommen, um ihm das Geheimniß des Glücks zu enthüllen, das nach Fontenell's obenangeführtem Spruch in dem D'être bien avec Soi ruht.

In diese Einsamkeit leuchtet ihm dann die erste Offenbarung Jesu, — die nämlich von dem unmittelbaren Verhältniß des Menschen zum Göttlichen, — ausgedrückt in dem ansprechend-faßlichsten Familienbilde der Vaterschaft Gottes zur Menschheit.

Sodann tritt der Mensch hinaus in die Gesellschaft, in die mannichfaltigsten Beziehungen mit Nahen und Entfernten, zu wechselnden Zwecken und zu freier Theilnahme an den Familienangelegenheiten der Befreundeten wie an den Wohlthätigkeitsanstalten für alle. Wie im ersten Lebenskreise Betrachtungen, sind es hier Charismen, Liebeserweise, die sich bethätigen, ohne daß sie einem an-

dern Zwang unterlägen als jener hierher gerichteten Forderung: „Liebe deinen Nächsten als wie dich selbst!“ — Die Selbstliebe ist nämlich nur ein Maßstab, kein Gebot, sondern eine Voraussetzung, — in dem höhern geistigen Wesen des Menschen begründet, wie die Selbstsucht in seiner sinnlichen Natur wurzelt.

Diese Hinweisung zur Nächstenliebe begegnete uns schon auf unserm Wege zum Christenthum. Sie erscheint, auch in Bezug auf uns feindselige Menschen, in der Lehre Jesu nicht neu; aber nicht blos wie in der Verkündigung Buddha's als Gleichheit der Menschen ihrer Natur nach, sondern in höhere Beziehungen zum Göttlichen gesetzt, hat sie sich nie herrlicher und die Menschheit fördernder als im Christenthum erwiesen.

Mit diesem Lebenskreise der Gesellschaft findet sich aber der Mensch bereits von einem dritten, umfassendern aufgenommen — im Leben des Staats zur Vermittelung seines Verkehrs mit der Welt.

Hier fließen die Quellen menschlicher Existenz, bieten sich die Aufgaben menschlicher Bethätigung. Wir treten der Unerbittlichkeit der Natur, dem Zwang der Gesetze gegenüber und stoßen mit jeder Bewegung auf Pflichten, wo in den andern Kreisen uns Betrachtungen oder Charismen im Belieben standen. Nur durch Erkenntniß, durch innere und äußere Bildung, durch Erforschung der Natur, durch Mitschaffen an der sittlichen Ordnung des Daseins gewinnt jeder eine Selbstmacht und einen verdienten Antheil an den lockenden Gütern der Welt.

In diesem Kreise erscheint nun die Offenbarung Jesu mit der Verkündigung der Freiheit des Geistes. Diese Freiheit folgt aus der sittlichen Forderung, die Jesus an unsere Selbstbestimmung zum Guten stellt, durch welches das Reich Gottes sich verwirklichen soll. Es ist die Freiheit der Wahl und der Wege unserer Wirksamkeit zum Wohl der Welt.

So aus der Wurzel unserer Anschauungen des Göttlichen erhebt sich der Stamm der Menschenliebe und verbreitet sich durch die Freiheit des Geistes in tausend Aeste und Zweiglein des Weltlebens, — alle aus dem Stamme selbst mit einer zarten Schale der Liebe umfaßt.

Aufgeben kann der einzelne diese Freiheit nicht, aber auch die widerstrebenden Mächte der Welt müssen sie endlich, willig oder unwillig, zugeben, da sie zu ihrem eigenen Bestehen des Guten nicht entrathen können, das nur durch die Freiheit zu Stande kommt. So tritt der Mensch in den Kampf und zum Mitschaffen an der Weltgeschichte.

Dorthin weist auch Paulus (Ephes. 1, 10) auf die hohe geschichtliche Bedeutung der Person des Menschensohnes. Aber weit voraus hatte schon Pythagoras die erhabene Anschauung von einer alle Theile der Schöpfung hindurchgehenden lebendigen Einheit ausgesprochen, in welcher jeder einzelne, sobald er derselben bewußt geworden, sich als lebendiges Glied des großen organischen Ganzen zu erkennen habe.

Mit solchem Weitblick begreifen wir in der Verkündigung der Freiheit des Geistes mit dem Herzen der Liebe

die ewige Wahrheit und göttliche Bestimmung der Lehre des Menschensohnes; und wenn wir, durch seinen Vorgang zum Muth erhoben — Mensch zu sein oder es zu werden, uns der Bitte seines Gebets zum unbegreiflichen Geiste des Weltalls anschließen: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden", so sehen wir weit hinaus, wie sich gemach eine höhere, wachsende Glorie über unsern sonnigen Planeten verbreitet.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.